Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 91 (1946)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

4. JANUAR 1946 **91. JAHRGANG Nr. 1**

Inhalt: Johann Heinrich Pestalozzi zu Ehren: Zur Einführung — Begegnung — Sendungsbewusstsein — Wesen und Geltung — Anthropologie — Menschenbild und Menschenbildung — Die «Methode» — Kenntnisse ohne Fertigkeiten — Religion — Politik — Erziehung der Erwachsenen — Erziehung zur Dorfgemeinschaft — Lateinischer Sprachunterricht — Vor hundert Jahren — Kantonale Schulnachrichten: Baselland — SLV

Johann Heinrich Pestalozzi zu Ehren

Zur Einführung

Im Jahre 1567 erwarb ein *Anton Pestalozza* das Bürgerrecht der Stadt Zürich. Er erhielt es auf Grund eines Zeugnisses von Rat und Burgermeister von Chiavenna und einer warmen «schriftlichen Fürbitt» der Ratsboten «*gemeiner drei Bünde*», welche die Ehrenhaftigkeit und den alten Adel der Familie und ihr rätisches Bürgerrecht bezeugen. Noch mehr scheint zur bedingungslosen Aufnahme in das damals schon sehr begehrte und kostbare Recht beigetragen zu haben, dass der erste Pestalozzi in Zürich die Tochter eines *Andreas Gessner* gefreit hatte — 15 Jahre nachdem er in die Stadt gekommen war, als Dreizehnjähriger, im Lehr-Austausch gegen einen Sohn des *Bernhard v. Cham*, Landvogts zu Wädenswil und späteren Bürgermeisters der Stadt.

Nach 10 Jahren starb Frau Pestalozzi; alle ihre sechs Kinder waren ihr im Tode vorangegangen. Andreas Pestalozzi heiratete im folgenden Jahre in die Locarner Refugiantenfamilie *Verzasca-Orella*. (Der einzige Nachkomme dieser Verbindung gründete den älteren, um 1800 ausgestorbenen Zweig der Familie Pestalozzi zum Thalhof.) Denn, wie in jenen Zeiten das Leben der Mütter und Kinder gefährdet und hinfällig war, befand sich der Zürcher Urahn Heinrich Pestalozzis schon nach einem Jahr wieder in der Witwerschaft. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Locarnern mögen wohl die Wahl einer neuen Gattin aus diesem Kreise bewirkt haben, der Tochter des Hauptes der Refugiantengemeinde, des Dr. iur. *Martin Muralt-Orella*. Fünf von den elf Kindern dieser dauerhaften Ehe überlebten die Jugendzeit und eines davon wurde der direkte Vorfahr der regimentsfähigen Familie, aus welcher Heinrich Pestalozzi stammt.

Aber zu seinen unmittelbaren Ahnen gehören nicht nur die, welche aus italienischem Sprachgebiet herstammen. Es kamen seither 50 unmittelbare Vorfahren aus altzürcherischen Familien väterlicherseits dazu, wovon nur zwei Pestalozzi ihre Frauen auswärts holten: einer aus St. Gallen (v. Fels/Schmidheini) und einer aus Graubünden (Violanta Hartmann von Hartmannis). Zu den zürcherischen Vorfahren vom Lande gehören dazu die Angehörigen seiner Mutter, einer Hotz (Hotze) von Wädenswil, aus dem angesehenen Richterswiler «Doktorhaus».

Wenn also das zürcherische Erbe in Pestalozzi durchaus überwiegt, so ist möglicherweise doch das Fehlen der typisch zürcherischen organisierenden, praktischen Klugheit, der abwiegenden Ueberlegtheit und Lebenstüchtigkeit, das aus dem Rahmen fallende «Anderssein» Pestalozzis vielleicht durch sein Herkommen mitbedingt.

Manches ist auch seiner Erziehung zuzuschreiben. Es ist bekannt wie der Halbwaise aus Sparsamkeitsgründen von der Mutter von der Strasse und der Kameradschaft mit Altersgenossen ferngehalten wurde, und seine absonderlichen Reaktionen als Kind wurden von jeher der einseitig weiblichen Erziehung zugeschrieben.

Aber das Wesentliche ist mit solchen «Aeusserlichkeiten» nicht gesagt und erklärt: die Tatsache, dass Johann Heinrich Pestalozzi eine einmalige prophetische Gestalt von geradezu unheimlicher Wirkung geworden ist, ein lebendiges Gewissen unseres Landes, ein anregender, verpflichtender Geist von übernationalem Wirkungskreis.

Es war beabsichtigt, hier in dieser Festnummer zu Ehren Pestalozzis durch ausgewiesene Kenner seines Werkes den ganzen weiten Umfang seiner Wirksamkeit in knappen Aufsätzen umschreiben zu lassen.

Die Idee erlebte die zu erwartenden Beschränkungen. Obschon der Leitende Ausschuss des Schweiz. Lehrervereins grosszügig die Ausgabe einer stark erweiterten Nummer ermöglichte, erweist sich Pestalozzis Werk als so umfangreich, dass es einen solchen Plan immer sprengt, ganz abgesehen davon, dass mancher erwünschte Mitarbeiter aus guten Gründen nicht zur Verfügung stehen konnte.

Zudem ist es gegeben, dass an dieser Stelle das engere *pädagogische* Werk Pestalozzis herausgestellt wird. So verlockend es gewesen wäre, ein abgerundetes Ganzes zu bieten, zwangen die Umstände, z. B. das *literarische* Wirken zu übergehen, ebenso auf eine spezifische *philosophische* Ausdeutung zu verzichten, die *wirtschaftspolitische*, die *fürsorgliche*, die *juristische* Seite von Pestalozzis Werk wegzulassen, d. h. die ausführliche Ausdeutung der Staatsrecht und Strafrecht betreffenden Schriften zu übergehen.

Aber auch die pädagogische Provinz wurde bei weitem nicht ausgeschöpft: die Ideen Pestalozzis über die Wohnstubenerziehung und allem, was damit zusammenhängt, ist weggeblieben. Seine Anregungen zum *formalen* Klassenunterricht und seine immer noch fruchtbaren Anregungen zu den Fächern *Rechnen, Geometrie, Sprache, Geographie, Handarbeit, Turnen* und *Singen* konnten nur angedeutet werden. Auf Aufsätze über Pestalozzis Ideen zum Schulorganismus und anderes musste ebenfalls verzichtet werden.

Wichtiger als eine solche systematische, immer unzulänglich bleibende «Vollständigkeit» ist, dass immer wieder — und heute aufs neue belebt — Pestalozzis Geist lebendig bleibe durch das Wort über ihn und aus ihm. Seine Botschaft, der Sinn seines Lebens war nie so aktuell wie heute, dessen Suchen und Streben dahin ging, dass der gute Geist im Menschen zu einer starken Kraft werde. *Sn*

Begegnung

Es mag vermessen scheinen, wenn ein einfacher Mensch sich unterfängt, seine Begegnungen mit einem Grossen dieser Erde zu schildern, und dies erst recht, wenn es sich nicht um tatsächliches Zusammentreffen handeln kann. Dieses Vorgehen soll jedoch keineswegs im Dienste der Selbstbespiegelung stehen; vielmehr möchte ein Beschenkter festzuhalten versuchen, was er dieser einzigen Persönlichkeit verdankt, und dieses Zeugnis darüber, wie Pestalozzi auf einen Menschen unserer Zeit wirkte, soll nichts anderes, als an einem Einzelfall beweisen, dass der Menschenfreund auch im 20. Jahrhundert lebendig ist und zu packen vermag.

Der Name Pestalozzi ist mir recht früh, ich vermute, in den ersten Schuljahren, vertraut geworden. Ich sehe mich an einem Winterabend mit der Mutter und den Geschwistern um die Petrollampe herum geschart. Der Vater sitzt, bereits im Halbdunkel, auf der «Kunst», und doch sind unsere Augen auf ihn gerichtet, denn er erzählt uns aus seiner Schulzeit. Wir bestaunen ihn, wie er von Gedichten, die er vor bald fünfzig Jahren lernte, auch nicht ein Wort verloren hat. Und einige Verse, die er uns vorspricht, graben sich mir so ein, dass sie auch mir zum Besitz werden:

«Ein edler Mann, uns wohlbekannt,
Hat einst gelebt im Schweizerland.»

Es ist eine Versifikation der Anekdote von den silbernen Schnallen, die Pestalozzi auf dem Weg nach Basel von den Schuhen schnitt, um sie einem «Weiblein ohne Strümpf und Schuh» als Almosen zu geben.

«Ich gäb' dir mehr, dass Gott erbarm,
Wär ich nicht leider selber arm!
Drauf bindet er mit Stroh die Schuh
Und wandert Basels Toren zu.
Er wollte lieber schmucklos gehn,
Als einen Armen leiden sehn.»

Diese mehr treuherzigen als kunstvollen Verse — sie stammen nicht, wie ich später vermutete, von Augustin Keller, sondern von seinem Zeitgenossen Johannes Staub — vermochten dem empfänglichen Kindergemüte tiefen Eindruck zu machen.

Wenig später — es wird im dritten oder vierten Schuljahr gewesen sein — erwischte ich in der Schulbibliothek «Lienhard und Gertrud» in der Ausgabe der «Guten Schriften» und habe das Büchlein wohl mehrmals hintereinander gelesen. Zwei Szenen schlugen mich ganz besonders in ihren Bann: das Sterbebett der Grossmutter und das Versetzen des Marksteins. So vieles kam mir vor, als ob es nicht aus einem Buche, sondern aus der eigenen Mutter Munde käme, etwa die Kapitelüberschrift: «Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbebett.»

Mit einem andern Büchlein konnte ich noch mehr vertraut werden, weil wir es selbst im Hause hatten. Meine älteste Schwester hatte es zu Pestalozzis 150. Geburtstag in der Schule erhalten: die kleine illustrierte Festschrift von A. Isler. Auch dieses habe ich öfters gelesen, obschon ich sicher damals manches darin nicht verstand. Vielleicht sprachen die Bilder zu mir mehr als der Text, insbesondere die kleinen Vignetten zu «Lienhard und Gertrud», bei denen ich erst viel später den Namen R. Münger entdeckte.

Aus der Bezirksschulzeit steht mir der Tag lebhaft in Erinnerung, an dem uns der Deutschlehrer von Pestalozzi erzählte, uns als Andenken ein Bildchen austeilte und wir mit ein paar Sparbatzen mithelfen durften, den Neuhof zurückzukaufen, um ihn seiner ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben.

Unvergesslich bleibt mir, wie ich wenige Jahre später an einem Frühsommermorgen als neugebackener Seminarist zum erstenmal den Boden des Birrfeldes betrat. Ein junger Lehrer — er ist unterdessen längst ein weit über die Schweiz hinaus bekannter Gelehrter geworden — unternahm mit uns an einem Feiertage eine Wanderung auf die Gislifluh. Eine Fähre führte uns über die verschwiegen zwischen Wald und Wiesen dahinziehende Reuss nach Mülligen, an die gleiche Stelle bei der alten Mühle, wo Pestalozzis Schiff mit seinem Hausrat angelegt haben mochte. Wir schritten an seinem Wohnhause vorbei, ohne es zu kennen. Und dann standen wir an seinem Grabmal, lasen die lapidare Inschrift und zogen ergriffen die Hüte. Ich könnte nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, dass der Morgen wirklich neblig war; in meiner Erinnerung aber treten zwei Bilder als leuchtende Inseln aus einer verhüllten Landschaft heraus: die Reussüberfahrt und der stille Platz auf dem Kirchhof von Birr.

In den oberen Klassen des Seminars folgte dann endlich die lehrplanmässige Beschäftigung mit Pestalozzi. Und, sonderbar, jetzt blieb er mir völlig fremd. Der Mann, der uns da als der Erfinder der Elementarpunkte Zahl, Form und Name und ähnlicher uns ledern erscheinenden Grundsätze vorgeführt wurde, war das derselbe Pestalozzi, der so zu meinem Knabengemüt gesprochen hatte?

Und dann plötzlich war dieser Pestalozzi doch wieder da. Das war, als in der «Deutschen Rundschau» Wilhelm Schäfers Roman «Lebenstag eines Menschenfreundes» vorabgedruckt wurde. In diesen roten Heften aus Berlin schrieb einer, dessen Namen ich noch nie gehört hatte, mit einer Anschaulichkeit, als ob er selbst dabei gewesen wäre, vom Leben und den Taten des Schweizers und zauberte die Landschaften, die zum Teil ganz in unserer Nähe lagen, vor uns hin, dass man die Wolken darüber fahren sah.

Zunächst wurde mir die entfernteste dieser Stätten vertraut, als ich in Yverdon die Rekrutenschule bestand. Während einiger Zeit waren wir sogar in dem viertürmigen Schlosse einquartiert, in dem Pestalozzi während zwanzig Jahren den ruhmvollen Aufstieg und den schmählichen Niedergang seines Institutes durchgekämpft hatte. Auf dem schönen Platz zwischen Schloss, Stadthaus und Stadtkirche beugte Pestalozzi auf dem Standbild von Alfred Lanz sich auf die beiden Kinder nieder, als ob unterdessen nicht ein Jahrhundert vorübergerauscht wäre. An einem kalten Spätherbsttage standen wir im vereisten Kaput droben bei Bullet und schauten über das im Nebel versunkene Mittelland zu den feierlich emporragenden Alpen hinüber, wie vor genau hundert Jahren Pestalozzi es getan hatte, als er aus dem Streit seiner Mitarbeiter heraus nach dieser Höhe geflüchtet war und den Regenbogen als Tröster anrief:

«Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündest Gottes Wonne!
Schein auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, schein in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den bessern Morgen . . .»

Und dann fügte es das Schicksal, dass ich in unmittelbarer Nähe des Birrfeldes die Stätte meiner Unterrichtstätigkeit fand, dass die Kirche von Gebenstorf,

in der Pestalozzi getraut worden war, «unsere» Kirche wurde. Die schönste Entdeckung im Eigenamte — zahllose hatten sie vor mir gemacht — war die, dass auf dem Neuhofe unter der vorbildlichen Leitung des Vorsteherpaars Baumgartner in unsern Tagen wieder wahrhafter Pestalozzigeist eine Heimstatt gefunden hat. Nun reizte es mich, durch das Studium von Pestalozzis Werken, zunächst vorwiegend der autobiographischen, sowie der verbürgten Berichte seiner Zeitgenossen zu untersuchen, wie weit die Darstellung Schäfers den geschichtlichen Tatsachen entspreche. (Und wirklich tut sie das sehr weitgehend.) Mit diesem Studium aber eröffnete sich mir, dessen vorwiegend ästhetische Weltbetrachtung erst durch das Kriegsende erschüttert worden war, eine völlig neue Welt, die mich seither nicht mehr losliess und in die immer neu, von immer wieder andern Seiten einzudringen eine beglückende Entdeckung nach der andern offenbarte.

Noch mehr als die Ideen schlug mich in jenen Jahren das Wunder des Menschen Pestalozzi in seinen Bann. Da keine einzige einigermassen genügende Biographie erhältlich war, gestaltete sich das eigene Nachsuchen in den Quellen um so spannender. Wie wenig Pestalozzi wirklich bekannt war, bewiesen mir die Urteile über mein volkstümliches Lebensbild, die sich oft unglaublich widersprachen, weil die Rezensenten nur von einer ganz bestimmten Seite dieses unendlich reichen Mannes wussten; am meisten hielt man ihn für einen guten, braven Kinderfreund und Wohltäter. Wie man mancherorts an die Gedenkfeier heranschritt, zeigte mir die Einleitung zu einem meiner Vorträge, bei welcher der Versammlungsleiter — es war einige Tage nach dem 17. Februar — entschuldigend vorbrachte, wir wollen diesen sonderbaren Mann noch einmal anhören, um ihn nachher wieder seiner Ruhe überlassen zu können.

Den Sinn für den grossen Politiker Pestalozzi erweckte auch in mir erst der Anbruch des Dritten Reiches in Deutschland. Am Vorabend des ersten Aktivdiensttages schloss ich das Manuskript zur Neuausgabe von Pestalozzis politischem Testament ab, das auch damals nicht allzuviele, dafür aber manchen eindringlichen Leser fand, der von dessen Aktualität gepackt wurde. Am schönsten war für mich, zu erleben, dass die Grenzschutzsoldaten, die aus ihren Bunkern zu den Vorträgen kamen, erstaunt und aufmerksam den Ideen dieses Mannes lauschten, der gegen Napoleon und seine Vermassung der Menschheit Worte gesprochen hatte, die unverändert den Diktatoren unserer Zeit galten.

Die erzieherische Tätigkeit führte von selbst zur Beschäftigung mit den pädagogischen Ideen Pestalozzis und zur Erkenntnis, dass ihm viel mehr als irgend ein Unterrichtsfach die Entwicklung des ganzen Menschen, die Menschenbildung, am Herzen lag. Erst im Laufe der Jahre wuchs bei mir allmählich die Empfänglichkeit für seine grossartigen philosophischen Ideen. Was er in jahrelangem leidenschaftlichem Suchen über den Entwicklungsgang der Menschheit gefunden und, mit der Unzulänglichkeit der Worte ringend, dargestellt hat, kann sich naturgemäss nur eindringendem Studium erschliessen, wenn auch manche der unvergleichlich formulierten Aphorismen zunächst mehr intuitiv die Richtung ahnen lassen.

Zwei meiner Pestalozzierlebnisse reichen über die Schweiz hinaus. Als einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg eine Gesellschaft schweizerischer Lehrer aller Schulstufen erstmals Griechenland besuchen durfte, waren wir überwältigt von der Herzlichkeit des Empfanges, die uns von den Spitzen der Regierung wie von der Bevölkerung der abgelegensten Dörfchen entgegengebracht wurde. Als Erklärung wurden uns immer wieder zwei Gründe angegeben: dass es der Schweiz gelungen war, unversehrt durch den mörderischen Krieg hindurchzukommen — und dass sie der Welt Pestalozzi geschenkt hatte. Unter den Palmen des Triumphbogens in Korinth stand eine Pestalozzibüste, die ein Bildhauer nach einem Lexikonbildchen geschaffen hatte. Da ahnten wir etwas von der Weltbedeutung unseres Mitbürgers.

Ein Zeugnis für diese Bedeutung war trotz dem umgekehrten Vorzeichen auch das andere Erlebnis. Während des zweiten Weltkrieges vernahm ich, dass der deutsche Verleger eines von mir besorgten Bandes mit Pestalozzi-Dokumenten diesen nicht mehr an die Buchhandlungen liefern durfte. Gegen Ende des Jahres 1943, als das Lesebedürfnis in Deutschland nicht mehr zu stillen war und, wohl wider Willen, die Erlaubnis zur Auslieferung der Restauflage erteilt worden war, bereitete ein Bombeneinschlag ihr ein Ende. Es war, als ob Pestalozzi für Deutschland, das seine Botschaft zu seinen Lebzeiten so willig aufgenommen hatte, nicht mehr existieren dürfte.

Und jetzt stehen wir vor der Feier des neuen Gedenktages. Es ist ein Geburts-, nicht ein Todestag. Meine bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen haben mich zur Ueberzeugung geführt, dass heute tatsächlich der Boden für eine Wiedergeburt bereiter ist als vor neunzehn Jahren. Wer nur etwas von dem wahren Wesen Pestalozzis in sich aufgenommen hat, spürt, wie wir gerade seiner Ideen, des Geistes seiner Hingabe bedürfen. Vom Menschen aus muss die zerstörte Welt wieder aufgebaut werden. Es ist ein lebendiges Denkmal, wenn das Schweizerdorf, das die ärmsten Kriegswaisen aufnehmen soll, den Namen Pestalozzis tragen wird.

Um mit einem kleinen persönlichen Erlebnis zu schliessen: Keine großstädtische Einladung zu einem Pestalozzivortrag hat mich so gefreut wie die der kleinen Dörfer im Eigenamt, die beschlossen haben, sie möchten für sich in der Kirche von Birr des grossen Mannes gedenken — des Mannes, den ihre Vorfahren zu seinen Lebzeiten aus begreiflichen Gründen so schwer verstanden und bei dem wir alle, wenn er heute wiederkäme, nicht leicht im Allzumenschlichen das Unvergängliche zu erkennen vermöchten. Und dennoch lebte sein Segen auch in seinem engsten menschlichen Kreise weiter. Die Eigenämter haben es nicht vergessen, wie einer, der von seinem Geiste erfasst war, der einfache Schulmeister Johannes Wüst im Birrhard, so seinen Schülern lebte, dass er ihnen seinen bescheidenen Lohn und aus seinem kleinen Vermögen ein eigenes Schulhäuschen schenkte.

Wenn auch wir andern jeder an seinem Platz nur ein Quentchen von Pestalozzis Vermächtnis in die Tat umsetzen, wird das Jahr 1946 tatsächlich zum Pestalozzijahr, wird der 12. Januar wirklich zum Geburtstag werden.

Adolf Haller.

Sendungsbewusstsein

Als Niklaus von Flüe 50 Jahre alt war, verliess er Weib und Kinder und zog in den Ranft. Das ist nicht alltäglich und nicht gewöhnlich, und wir Schweizer galten ja nicht und nie als leidenschaftliche Mystiker und Gottsucher. Aber es ist nicht unverständlich. Das Werk für den Tag und die Welt war getan, und so zog er wie die Weisen des Ostens in die Stille, Gott zu dienen und den englischen Stimmen zu lauschen, die Neige des Lebens in frommen Betrachtungen zu beschliessen.

Was aber soll man sagen, wenn Heinrich Pestalozzi seiner Geliebten — und wie leidenschaftlich liebte dieser Feuergeist — in den Brautstand die prophetischen Worte ruft, dass er über den Tränen von Weib und Kindern nie die höhere Aufgabe des Vaterlandes vergessen würde. Das sind nicht Worte, auf lieblichen Taubenflügeln gesendet! Sie sind so seltsam, dass man sie gründlich lesen und bedenken muss, und sie sollen hier nicht fehlen.

«*Und in Absicht auf den Ehestand muss ich Ihnen sagen, meine Teure, dass ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland untergeordnet halte und dass ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Tränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mich mit denselben von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möge, abhalten möchte.*» (1767)

Hier sehen wir Pestalozzi für einen Wimperschlag auf den Grund der Seele; hier blitzt für eine Sekunde die heimliche Lohe auf, die ihn in immer neuen Taten und Niederlagen, in Glück und Not, in Erhöhung und Erniedrigung, in Hass und Verfolgung geprägt hat. Es ist das Wissen um die Berufung, das Zeichen des Gezeichneten, das Mal des Schöpferischen, die Kraft, die ihn treibt und trägt, die Sendung, um die er in begnadeten Stunden weiss.

Zeitgenossen berichten, dass kein Portrait Pestalozzis Antlitz auch nur einigermassen treu wiedergebe, und der brave Ramsauer, Zögling Pestalozzis und sein Helfer während sechzehn Jahren, erzählt, Pestalozzi hätte im ersten Augenblick ein zum Erbarmen hässliches Gesicht gehabt, braun, blatternarbig und voller Runzeln. Aber wenn er zu sprechen anhob, ward sein Gesicht voll Geist und Leben, und sein Auge leuchtete. Die schöne und gelehrte Jungfer Schulthess antwortete auf die Frage der Gespielinnen, warum sie einen so hässlichen Menschen heirate: «Er hat doch eine schöne Seele.» Sie sagte nie leere Worte. Aber sie erfuhr auch bald und immer wieder die Wahrheit jener Briefstelle und floh manchmal von seiner Seite, wenn sie seinen dunklen Dämon aus dem Nachtgewölk steigen sah.

Denn dieser Dämon schlug ihn mit Rastlosigkeit. Satte Zufriedenheit kannte er nie. Es gor beständig in ihm. Die Unruhe des zum Wirken Bestimmten (und Verurteilten) trieb ihn vorwärts. Er konnte durch die Gänge seiner Schulanstalt irren, Saal aus, Saal ein, sich in den Kleidern aufs Bett werfen, fröhlich und niedergeschlagen sein in der selben Stunde. Wenn er so dahinschlenkerte, die Strümpfe auf den Schuhen, stolperte wie ein Trunkener, die Arme verwarf wie ein Irrer, das unordentliche Halstuch kaute und vor sich hin mummelte, dann war er zum Erbarmen lächerlich. Don Quichotte der Humanität nannte ihn ein Zeitgenosse. Don Quichotte? Nicht übel! Am Don Quichotte deckte Dostojewski, als er den «Idiot», seinen Christusroman, entwarf, das Geheimnis auf, dass die Gestalt des Heiligen nur durch einen Schein von Lächerlichkeit unsere Sympathie gewinnt.

Lächerlich, heilig und gross, ein seltsamer Dreiklang! Er klingt der Geborgenheit und bürgerlichen Sattheit immer schrill und unheimlich, und sie braucht Abstand, ihn zu ertragen. Die Grösse hätte Pestalozzi übrigens in die Hand Gottes zurückgelegt. «Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk», schreibt er an Stapfer, und solcher Ausrufe gäbe es die Fülle. Was legte er nicht in Gottes Hand? Im Herbst 1804 war er in der Nähe von Cossonay unter ein Fuhrwerk gekommen, die trabenden Pferde hatten über ihn hinweggesetzt; aber er blieb unversehrt. Nicht *wie* durch ein Wunder, sondern wirklich durch ein Wunder! Als es aufstand, das 58jährige, gstabige Männlein, die Kleider zerrissen und beschmutzt, fragte es sich ruhig lächelnd: «Hab ich das getan?» und antwortete mit Dank und Ueberzeugung: «Nein, das habe nicht ich, das hat Gott getan». Man muss den ganzen Brief an die liebe Frau Oberherrin Franziska von Hallwil und die liebe Frau Pestalozzi lesen: wie er den Glauben an sich selber wieder gewonnen, wie die entsetzliche Angst, er könnte erschöpft sein und kindisch werden, von ihm gewichen, wie er nun wieder gesund an Leib und Seele, voll Ruhe und Gelassenheit, voll Sonne und heitern Glücks. «Der Einfluss dieser Ruh auf meinen Körper ist so gross, dass ich alles entbehren kann, was ich vorher in einer wahren oder geahnten Schwäche mir unentbehrlich glaubte. Ich hatte mich seit Stans an fast täglichen Kaffee, an eine Bouillon à la reine gewöhnt und fand mich täglich drei- bis viermal so öde, dass ich fast alle Mittag vor dem Essen in der Küche einen Teller Suppe suchte und im Tag oft drei- bis viermal ein Schlückli Kirschwasser mir notwendig glaubte. Jetzt bin ich so voll sicherer Empfindung ungeschwächter Kraft, dass ich das alles entbehre.» Gewiss, nun gehts ohne Bouillon à la reine, ohne Kaffee und Kirsch; Hafersuppe tut den Dienst auch! Die verschüttete Kraftquelle sprudelt wieder; die Harmonie mit dem Unendlichen ist wieder gefunden und hergestellt. Friede und Hosianna! Wirklich? So einfach ist die Sache nun eben doch nicht. Ohne Widerspruch lebt keiner.

Bei Pestalozzi, dem Erwählten und Gezeichneten, ist der Widerspruch besonders gross und immer wieder wahrhaft erschreckend; denn nur wo innere Spannung ist, entzündet sich die Kraft. Er liebte und hasste, und er tat es leidenschaftlich; er lobte und tröstete; er schimpfte und donnerte. Er betete oft und inbrünstig, und er verzagte immer wieder. Er küsste, aber er schlug auch. Er war ein Strom, der befruchtete und vernichtete.

So war seine Rede: stossweise, übersprudelnd, wie aus übervoller Wasserstube quellend. Und so ist sein geschriebenes Wort: voll edlen Pathos' des Predigers, wenn er das Volk aufruft, voll Verträumtheit, wenn er meditiert und dem Brunnenlied seines Herzens lauscht, voll Kraft, Klugheit, Schollenruch und Bild, wenn er belehren will. Nicht umsonst ist ihm Anschauung alles.

Pestalozzi ist ja gar nicht der Wolkenstürmer, der für die Wirklichkeit kein Auge hat. Wer hat sich damals in der Schweiz mit der Frage des Veltlins beschäftigt wie er? Wer hat die französische Revolution so in ihren Tiefen und Untiefen erkannt? Den Kartoffelanbau empfohlen, die Rechtsverhältnisse entwirrt, um

die Kindsmörderin zu entlasten, ganz abgesehen von aller Kleinarbeit und geduldigen Krüppelei um eine wissenschaftlich und empirisch begründete Erziehungsmethode! Die grossen Stationen seines Wirkens: Neuhof, Stans, Burgdorf, Münchenbuchsee, Yverdon sind keine Quichotterien, sondern reale Unternehmungen voll Plan und Experiment, mit Kartons und Tabellen, mit Figuren, Täfelchen und allen Hilfsmitteln. Dass sie trotzdem Gnadenorte wurden, spricht nicht dagegen und war Segen des Himmels. Das Geringste war Pestalozzi nicht zu gering, das Nebensächlichste nicht zu nebensächlich, weil er ihm Sinn und Zweck geben durfte, weil er Zusammenhang sah und diese Welt als Spiegel höherer Ordnung betrachtete. Er erkannte die feinsten Züge seiner Zöglinge und deutete sie. Manchmal aber schaute er seine Lieblinge mit ungetrübter, kindlicher Liebe an, wie er etwa Steine spielend am Seeufer auflas und sich in ihrem Farbenglanz und Formenreichtum staunend verlor. Er konnte lachen mit den Fröhlichen und war dann voller Spässe.

Aber dann waren da wieder die heimlichen und verpflichtenden Stimmen und die mahnenden Träume, um die «Mitternachtsstunde der Christenfeier» z. B., und bittende Augen sahen ihn an: «Es ist noch nicht Abend für Dich; die Welt ist noch voll Leid und Not, das Vaterland voller Gebresten.» Als er auf den Neuhof, ein alter, verbrauchter Mann, zurückkehrte, quälte ihn leise Reue, er hätte seine Aufgabe nicht erfüllt, sich auf Umwegen und Abwegen verirrt, die Waisen vernachlässigt, die Verkürzten geschmälert. Und dann hob ihn doch wieder der Stolz des Begnadeten, streifte ihn der blanke Flügel des Engels, und er entwarf in einem Augenblick voll bitteren Jammers und strahlender Glückseligkeit in einem jene berühmte Grabschrift, die sein Sendungsbewusstsein so ergreifend bestätigt:

«Auf seinem Grab wird eine Rose blühen, deren Anblick Augen weinen machen wird, die bei seinem Leiden trocken geblieben.»

Sophie Möller-Rauchenstein aus Brugg, die bei Pestalozzis Tod elf Jahre alt war, erzählt: «Oft hörte ich von Pestalozzi sprechen, aber immer als von einem, der im Kopfe nicht ganz recht ist. Da fragte ich meinen Vater über den sonderbaren Mann, und der sagte mir bestimmt: ‚Pestalozzi ist ein Narr!' Kurze Zeit darauf ging ich durch den dunklen Schulhausgang und sah ihn von weitem stehen. Aha, der Narr!, dachte ich bei mir selbst und beeilte mich, schnell an ihm vorbeizukommen. Als ich aber ganz nahe bei ihm war, warf er mir einen Blick zu, so gross und liebevoll, dass ich ihn meiner Lebtag nicht vergessen werde. Seine Augen leuchteten ganz und verbreiteten einen hellen Schein im Gang. Er kam mir wie ein Engel vor.»

Er dachte sein Leben lang viel über Christus nach. War er nicht einer seiner besten Jünger? Er schenkte die Schnallen von den Schuhen, wenn er nichts anderes hatte.

Wer will das Rätsel Pestalozzi deuten, sein Genie erfassen; wer könnte sein Werk in allen Teilen erkennen und weiterführen? Man tut gut, nicht laut und selbstgefällig zu feiern, sondern stillezustehn vor jener Rose seines Grabes. Aber genug, da in Kürze nicht alles zu sagen ist.

«Ich las», schreibt Amiel am 29. Oktober 1874, «Pestalozzis Leben. Welch furchtbare Geschichte! Die Retter sind notwendigerweise Märtyrer. Nur der Schmerz zeugt neue Ideen.»

Die Leidensfähigkeit aber ist das Signet der Grösse.

Martin Schmid.

Wesen und Geltung

Es ist schwer, Menschen von heute in kurzen Worten die Bedeutung Pestalozzis klarzulegen. Wer es schon versucht hat, weiss um diese Schwierigkeit. Der freie Blick auf sein Wesen und Wirken ist verstellt: durch das Wissen um Aeusserlichkeiten, an denen schon die Zeitgenossen Anstoss nahmen, durch Anekdoten, die man nicht recht zu deuten weiss, durch befremdende Porträts, durch die umgehende Meinung, er gehöre lediglich mehr der Schulgeschichte an.

Was hat er schon geleistet? Einmal war er als Volksschriftsteller erfolgreich, er hat sich der Armen und der Kinder angenommen, und alle seine Anstalten gingen an seinem Ungenügen zugrunde. Wo aber etwas von seinen Ideen vernommen wird, findet man sie, unter gewissen Vorbehalten, zwar schön und beherzigenswert, aber nicht aktuell. Das Gewissen wird nicht wach, die Trägheit des Herzens ist zu gross.

Dennoch geht vom Namen Pestalozzi dauernd eine fühlbare Beunruhigung aus. Er ist uns zu einer Mahnung geworden und lässt uns inne werden, dass wir nicht sind, was wir sein sollten. Menschen, die unvermutet auf seine Botschaft stossen, und Menschen, die in weiter Ferne von ihm und seiner Botschaft vernehmen, spüren das besonders unmittelbar: das Zufällige der geschichtlichen Erscheinung Pestalozzis kann sie nicht stören, da sie nichts davon wissen. Sie sehen ihn nicht in der Verkleinerung des Klatsches, sie sehen ihn überlebensgross, in den Ausmassen des Mythos, als Träger einer ewigen Botschaft.

Jene Beunruhigung scheint auch die vielen Versuche der Deutung von Pestalozzis Leben und Wirken veranlasst zu haben. Ist es schon so, dass eine jede Zeit auf ihre Weise versuchen muss, einen Zugang zu den Heroen der Geistesgeschichte zu finden und sich in dieser Deutung zu bewähren, so plagt uns vor dem Antlitz Pestalozzis noch besonders die Rätselhaftigkeit seiner Existenz, der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit. Er war ein Brückenbauer, der geduldig immer und immer wieder seine Bogen baute, wenn die Strömung sie einriss — ein Brückenbauer, der nie ans andere Ufer gelangte. Vielleicht ist es nicht ungehörig, von solchen Gedanken aus einen Blick auf sein Wesen und seine Geltung zu gewinnen zu suchen.

*

In jedem Menschen ist, nach Georg Christoph Lichtenberg, etwas von allen Menschen. Wir werden das Wort nicht bestreiten, aber durch den Hinweis ergänzen können, dass ein jeder sich von seinem Nächsten durch die Dosierung seiner Gaben und durch die Bedeutung unterscheidet, die jede einzelne im Ganzen der Persönlichkeit gewinnt.

Es sind nicht alle Gaben gleichviel wert, noch ist es einer jeden beschieden, zu höchster Bedeutung zu gelangen. Wie wir auch den Begriff der «Bedeutung» umschreiben mögen: es gibt Gaben und durch sie ermöglichte Leistungen, die wir als bedeutend anerkennen, und es gibt Menschen, bei denen eine Gabe, die in bescheidenerem Masse auch anderen verliehen ist, zum entscheidenden Zuge ihres Wesens wird. Handelt es sich um eine Gabe höchster Bedeutung, so werden uns die Menschen, die sie beispielhaft offenbaren, zu Trägern des Lichtes. Sie sind uns, wenigstens auf einem Gebiete des Lebens, das Bild unserer Vollendung, da sie zur letzten Entfaltung gebracht, was in uns im Widerstreit mit anderem nicht zur Blüte gelangte.

Mögen solche Menschen in der Geschichte gestanden haben, mögen sie geradezu als Exponenten geschichtlicher Epochen in Anspruch genommen werden, mag eine Fülle individueller Züge und die ganze Chronik des täglichen Lebens von ihnen bekannt geworden und überliefert sein: sie stehen doch zugleich auch jenseits der Geschichte, als Vertreter einer äussersten Möglichkeit der menschlichen Existenz, als dauernder Aufruf oder beständige Mahnung, und sind in ihrer überzeitlichen Grösse manchen Gestalten der Sage vergleichbar.

Der Held ist ein solcher Menschentypus, sein Andenken ist überstrahlt vom Ruhm seiner Tat, und in diesem Lichte schauen wir seine menschliche Erscheinung. Der Heilige wäre ihm an die Seite zu stellen: wir sehen ihn in seiner Glaubensdurchdrungenheit, und das Wunder zeichnet ihn als einer andern Welt zugehörig. Neben den Helden und den Heiligen könnte man den Künstler, den Weisen, den Forscher, den guten Fürsten reihen, oder, auf der negativen Seite, den Tyrannen, den Verbrecher, den Selbstsüchtigen und den Schwätzer. Menschen, die einen dieser Typen in der Annäherung an das Extrem vertreten, sind auf ein Letztes, ein Absolutes, gerichtet. Der Sinn ihrer Existenz liegt darin, beispielhaft eine äusserste Form des Menschentums zu verwirklichen und zu offenbaren. Darum gewinnt sie eine überzeitliche und eine an keine Schranken des Raumes gebundene Bedeutung.

Die Typen der negativen Reihe bleiben jederzeit abschreckende Beispiele und Kuriositäten, wie etwa der Fall des Herostrat beweist. Die Typen der positiven Reihe sind im Leben von einer gewissen Tragik umwittert: je unbedingter sie sich als Träger ihrer Sendung fühlen, desto unfehlbarer werden sie sich in tragische Konflikte verstricken.

Die Unbedingtheit ihres Strebens, die Grösse ihrer Zielsetzung steht unvermeidlich im Widerspruch zu den Möglichkeiten des irdisch-menschlichen Daseins, die Absolutheit ihrer Forderungen bleibt unvereinbar mit der nach den Gesetzen der Relativität geordneten kleinen Welt des Alltags, in der und für die sie zu wirken haben. Die reinste Form der Tragik breitet den dunkeln Mantel über sie: der Alltag, die Welt der Geringfügigkeiten, hat wenig ewige Werte, aber ein ewiges Leben und eine Beharrlichkeit ohnegleichen. Der Alltag behauptet sich, und es ist das Schicksal des Grossen, dass er sich, weil er gross ist, die Widerstände selber schafft, denen zu unterliegen er bestimmt ist.

*

Unausgesetzte Versuche haben sich seit über hundert Jahren um das Pestalozzibild und seine Deutung bemüht. Ich glaube, dass wir es in solchen Zusammenhängen zu gewinnen suchen müssen. Er hatte zwar weder das Strahlende des Helden noch das Wunder des Heiligen, aber er verwirklichte ein Letztes einer Verpflichtung, der voll Genüge zu tun wir alle Impulse — leider zu schwache Impulse — in uns lebendig fühlen. Darum spüren wir die Beunruhigung, die von ihm ausgeht: von der Gesamtheit seines Wesens und nicht zunächst von einer seiner Ideen noch von einer bestimmten Station seines Lebens.

Man kommt ihm nicht bei, wenn man ihn allein als Politiker, als Sozialreformer, als Religiösen, als Erzieher, als Schriftsteller, als Dichter oder in einer anderen Aeusserungsweise seines Daseins würdigt. Er war das alles und nichts von alledem, Er war ein leidender Mensch und besessen von der Idee, der leidenden Menschheit aufzuhelfen. Fiebernd folgte er diesem Drang. Er führte ihn bis zur Verleugnung des eigenen Wesens, so wenn er sich, um endlich klarer zu sehen, in seinen «Nachforschungen» eine, zwar auf seine eigene Weise, aber doch systematische Anthropologie abrang. Manche seiner Schriften sind ohne geschichtlichen Kommentar kaum mehr recht zu verstehen, und die Erfahrung lehrt uns, dass wir heute die Menschen unmittelbarer sein Wesen erfühlen lassen können, wenn wir sie vor sein Lebensbild führen, als wenn wir ihnen nur seine Bücher in die Hände legen. Als Bewegter und Getriebener offenbarte er sein Wesen am unmittelbarsten in seinem Tun.

Seine Lebensgeschichte offenbart auch in unfasslicher Härte die Tragik, in die er verflochten war. Sie gestaltete sich um so peinvoller, als Pestalozzi, getragen von seinem Streben, darauf aus war, das kleine diesseitige Leben und seine Ordnung umzugestalten, das automatisch gegen solche Versuche zu den Waffen greift, weil sie eine unbequeme Zumutung bedeuten. Der Besessene aber ist kein Gerissener, und seine auf weite Ziele gerichteten Augen gewahren die Hindernisse schlecht, die sich den nächsten Schritten entgegenstellen.

Darum musste Pestalozzi auch als unpraktisch erscheinen, obschon er es nicht war und manche seiner Spekulationen geradezu als erfindungsreich anmuten. Aber in seinem «Traumsinn» von weiteren Zielen gebannt, brachte er die nötige Umsicht und Beharrlichkeit zur Fortführung der nächsten Aufgaben nicht auf und machte sich in der Not von den Menschen abhängig, die sich anboten, in die Lücke zu springen. Sein Urteil über Menschen aber war immer durch seine Hoffnungen beeinflusst und gefärbt.

So kam es zu einer ununterbrochenen Kette von Rückschlägen — eine jammervolle Existenz. Seltsam, dass dennoch der Eindruck des Bedeutenden von ihr ausgeht. Nicht was Pestalozzi äusserlich feststellbar vollbracht hat, vermag ihn zu rechtfertigen — er erhält seine Rechtfertigung durch die Unbedingtheit und Stärke der Impulse, die diesem Menschen den Antrieb verliehen und die Kraft, durchzuhalten. Es ehrt die doch nicht unbeträchtliche Zahl von Zeitgenossen, die über alles Unvollkommene hinweg vom weitschweifenden Geiste Pestalozzis berührt wurden, und ehrt die Nachfahren, die hinter den Kulissen der geschichtlichen Zeugnisse das Walten seines tiefsten Wesens spüren, dass sie zu ihm hielten und halten. Die Umstände wären dazu angetan, sein Schicksal als das eines Verkannten zu besiegeln.

Von ihm meldet sein vielbändiges schriftstellerisches Werk, das sich uns durchaus nicht überall von selbst erschliesst, so sehr ihm daran lag, damit die Menschen zu gewinnen. Von ihm melden Anekdoten, von denen uns alle verwirren, die nur für Pestalozzis Unzulänglichkeit im Leben des Alltags zeugen und nicht zugleich ahnen lassen, dass diese Unzulänglichkeit das Widerspiel einer höchsten Berufung gewesen. Ihn zeigen Bildnisse, von denen keines seiner geistigen Bedeutung gerecht wird. Sein Wesen, von dem einzelne der Zeitgenossen schon bei der ersten Begegnung berührt, ja erschüttert wurden, muss sich in der Bewegung ausgesprochen haben, die sich dem nachbildenden Bemühen der Maler und Zeichner entzog, und selbst die zu seinen Lebzeiten auf seinem Antlitz ge-

formte Maske — so vieles sie zu verraten vermag — bleibt uns eine Maske.

Von ihm meldet schliesslich sein Schicksal und melden die geschichtlichen Zeugnisse. Auch darin liegt eine Tragik, dass wohl Deutungen Pestalozzis in Stössen von Veröffentlichungen erschienen, aber die geschichtlichen Zeugnisse schwer zu überschauen sind: hundertachtzehn Jahre nach seinem Tode beispielsweise wird erst eine umfassende Sammlung seiner Briefe vorbereitet, und über manche Einzelheit seines Lebens breitet sich noch Dunkel. Dass noch vieles nicht aufgehellt ist, fällt nicht zu Lasten der Forschung, der wir manche Erleuchtung verdanken: es ist bei Pestalozzi wesensbedingt, dass er seinen Antrieb zwar aus der Tiefe erhielt, seine Wirkung aber in die Breite suchte, so dass die sachlichen und menschlichen Beziehungen in seinem an Wechselfällen so reichen Leben fast unübersehbar wurden.

Im Hinblick auf die Struktur seiner Persönlichkeit war er der reine Tor, der, mit ungeheurer Durchhaltekraft begabt, seines Lebens Ziel in der Hingabe ans Beste der Menschen fand. Es ist wesentlich und begründet die Einmaligkeit der Erscheinung Pestalozzis, dass er, obschon religiös tief fundiert, diese seine Sendung nicht als Religiöser, als Prediger, als Gottesbote, als Heiliger auf sich nahm. Er berief sich weder auf seine Sendung, noch suchte er sie durch den Hinweis auf den, von dem er gesendet worden, zu rechtfertigen. Als Mensch unter Menschen lebte und strebte er als Gezeichneter, als einer, der nicht anders kann.

Aber es geht noch um mehr. Pestalozzis Sendung ist nicht nur im Formalen der Struktur seiner Persönlichkeit beschlossen:

Der reine Tor ist den Ursprüngen des Lebens näher als andere Menschen. Aus ihnen hat er Erkenntnisse geschöpft — weniger durch gedankliche Ableitung als durch intuitive Erfassung — und aus diesen Erkenntnissen ergaben sich ihm die Richtlinien für sein Streben. Sie sind in ihrem ewigen Gehalte heute so aktuell wie je und immer.

Der Mensch ist Gottes. Es liegt an uns, unsere Verhältnisse so zu ordnen, dass diese ursprünglichste Bestimmung der Menschennatur zu ihrem Rechte gelange. Wir haben mit tiefstem Ernst das Wesen des Menschen zu ergründen, um zu erkennen, was ihm in seiner irdischen Existenz gesetzt ist. Darin offenbart sich die Menschenwürde, dass der Mensch sein Leben gestalte, wie es von der Schöpfung gemeint ist. Er kann weder seine Naturhaftigkeit noch seine Bindung an Welt und Menschen verleugnen, er achte darauf, dass die Ordnung gewahrt bleibe und beide sich in ein Ganzes fügen, das sich verantwortlich weiss.

So sind alle Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens zu ordnen: das staatliche Leben, das Recht, die Wirtschaft, die Sitte, die Erziehung. Die einfachsten menschlichen Verhältnisse, in denen die Absicht der Schöpfung am deutlichsten erkannt wird, bleiben das Vorbild: das Zusammenleben der gesunden Familie. Zu diesem Vorbild müssen wir auch in unserer erzieherischen Tätigkeit immer wieder aufblicken. Es ist dem Kinde gesetzt — das Familienleben offenbart es — lebend zu lernen. So soll es auch in der Schule lebend lernen.

In die Sprache unserer Zeit übersetzt ist dies etwa der Kern der Botschaft Pestalozzis. Wir sind uns alle im klaren, dass sie noch heute auf wenig offene Ohren trifft. Sie will einen Zustand, den man niemals schaffen wird, aber den zu fordern die Menschenfreunde auch niemals aufhören werden. Ein ewiges Ziel hat Pestalozzi der Arbeit am menschlichen Leben gesetzt. Wer den Stachel dieser Botschaft nicht spürt, bleibt für Pestalozzi verloren.

Carl Günther.

Anthropologie

Pestalozzi, der sich selber in den «Fabeln» als Menschenmaler vorstellte, hatte scharfsinnige Klarheiten über das Wesen der menschlichen Natur. Seine anthropologischen Auffassungen, sein Wissen um das Verhalten der menschlichen Seele wechselten nur wenig im Verlaufe des Lebens. «Doch darf ich auch nicht denken», sagt er in der Einleitung zu den Fabeln, «so alt geworden zu sein, ohne dass viele meiner Ansichten in mir selbst einige Veränderungen erlitten.»

Die Verfeinerung seiner Betrachtungsweise erreichte einen Höhepunkt in der 1797 erschienenen Schrift «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts». Aus dieser Studie (s. Bd. 12 der grossen Pestalozzi-Ausgabe Buchmann, Spranger und Stettbacher), die Pestalozzi in äusserst mühsamer mehrjähriger Arbeit geschaffen, folgt hier in knapper Systematik zusammengefasst ein Versuch zur Darstellung der psychologischen Theorie Pestalozzis.

Man kann bekanntlich Pestalozzis Entwicklung mit einiger Deutlichkeit in drei Abschnitte teilen: Als erste Entwicklungsepoche erscheint die Zeit, da ein vergeistigter Eudämonismus aus direkten und indirekten Einflüssen Rousseaus ihn bestimmte und den revolutionären Aufstand gegen die sozialen und politischen Zustände seiner Umwelt mitbedingte. Aber schon dieser politisch *radikale*, dem Kult der *Selbstentwicklung der Persönlichkeit* zugewandte, kurze Lebensabschnitt wird von Pestalozzis eigener Intuition gestört. Sein besseres Gefühl verrät ihm bald, dass an den neuen Theorien etwas nicht stimmen könne, d. h. dass sie der Wirklichkeit nicht entsprechen. Bald gewinnt er Einsichten in unrichtige Voraussetzungen des Genfers. Die bekannteste kritische Bemerkung, die aus den neuen Erfahrungen folgt, ist jene, dass der «Emile» ein «Traumbuch der Erziehung» sei. Ebenso kennzeichnend für die Entfernung von Rousseaus Einfluss ist der Hinweis von Pestalozzis Freund Iselin, dass die Glückseligkeit *nicht* im *Naturzustande*, *nicht* im *Anfang* der Menschengeschichte, sondern nur in einer *«s p ä t e n und kostbaren Frucht» geschichtlichen Fortschritts liege.* Nicht möglichst wenig, wie Rousseau es empfahl, ist für die Erziehung zu tun, sondern möglichst viel. Denn das Tier allein «taugt zu allem was es soll vollkommen, — der Mensch zu nichts recht, als was er lernt, liebt und übt». Ohne Erziehung ist er mit den besten Anlagen «auf einem misslichen Fuss in diese arme Welt geworfen».

Die *wirtschaftliche* nennt Arthur Stein [1]) die zweite Epoche.

Es ist die «handfeste», industrielle und kaufmännische Zeit, da er praktischen Oekonomen sehr nahesteht und es ihm vor allem darauf ankommt, durch die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse die innere seelische, die sittliche Ordnung zu sichern. Es handelt sich um die Jahre, da er den Schulmeister Glüphi erfand und den Baumwollenmeier. Damals standen alle jene Unternehmungen im Vordergrund seines pädagogischen Glaubens, welche der Erziehung zum Irdischen dienen und die Bildung zur Industrie ihm als «der einzig mögliche Weg, etwas Reales zur

[1]) Pestalozzi und die Kantische Philosophie, Mohr, Tübingen 1927, 218 S.

Veredlung der Menschheit beizutragen», vorkam. Deshalb forderte er feste Schranken eines ordentlichen Hauses «und sorgfältige» Ausbildung der Jugend für den Nahrungserwerb.

In dieser Epoche scheint eine einheitliche Auffassung über die grundlegenden seelischen Vorgänge zu fehlen. Kopf-, Herz- und Handbildung stehen irgendwie unverbunden nebeneinander und gelegentlich scheinen die Verstandes- und die sittliche Bildung nur als Trabanten der Handfertigkeit da zu sein. Erst in den Studien zu den erwähnten Nachforschungen findet Pestalozzi den Weg zur einheitlichen Bildungsauffassung wieder. Seine Pädagogik ist im dritten Entwicklungsstadium eindeutig geistig orientiert. Die praktische Bildung bedeutet wenig; Bildungsziel ist der sittlich autonome, auf seinen freien Willen gestellte Mensch. Vom Sittlichen her, von der Bildung zur Humanität her muss der Weg ins Nützliche, Praktische, «Natürliche» gehen: von oben nach unten.

Die nachfolgende Skizze der durch Analyse aus den «Nachforschungen» gewonnenen Anthropologie zeigt deutlich, auf welchen psychologischen Voraussetzungen seine Pädagogik aufgebaut ist.

*

Nach Pestalozzi (der Dreiteilungen überall liebt) bestehen drei psychische Zustände: 1. *der Naturzustand* — als Werk der Natur; 2. der *Gesellschaftszustand* — als Werk der jeweiligen Gesellschaftsordnung; 3. der *sittliche Zustand* — als Werk meiner selbst.

Der Mensch ist also kein eindeutiges Wesen, sondern voll widersprüchlicher Tendenzen. Einerseits ist er «dem Verderben seines Naturzustandes» verhaftet — moderner ausgedrückt: der egoistisch-triebhaften Verhaltungsweise, welche ihm die Notwendigkeit zur «Selbsterhaltung und Selbstversorgung» aufzwingt. Dieser individuelle Trieb anerkennt an und für sich nur das «Recht der Keule» und den Zwang zur Befriedigung sinnlicher Begierden.

Aber der Mensch kann in seiner Schwäche, «wie sehr sie ihn auch reizt, die bluttriefende Freiheit» nicht ertragen. Aus selbstischen Gründen ist er gezwungen, sich mit andern zu vertragen. Vereinigte Kräfte erleichtern und vermehren seinen Erwerb und helfen ihm mittels unzähliger kollektiver Einrichtungen, durch Verträge, Abkommen und Gesetze «die Lebensgenüsse leichter, sicherer und befriedigender» zu erreichen.

Aus diesen Motiven entsteht der *gesellschaftliche* Zustand. Er ist vielleicht Gewähr für ein sicheres und bequemes, nie aber für ein *gutes* Leben. Der kollektive Egoismus wird leicht die Quelle furchtbarer Unterdrückung, schrecklicher Qualen und Leiden. Besitz und Eigentum gleichen der Büchse Pandorens, der alle Uebel der Welt entspringen: Die Macht verführt zur Gewalt. Beim Erleiden des daraus hervorgehenden Unrechts scheiden sich zwei Gruppen aus: «die einen greifen nach den Herdäpfeln» (sie unterwerfen sich, damit die Not des Hungers befriedigt sei); die andern wehren Gewalt *mittels* Gewalt und neuem Unrecht ab. Alle gesellschaftlichen Zustände lassen den tierischen Kräften vollen Spielraum, der Schlauheit, Verhärtung, Verwegenheit, Tücke, Untreue und Niedertracht, dem Verrat, Neid und Diebssinn. Wohl können Weisheit und Kraft der Gesetze gesellschaftlichen Wirrwarr und Chaos verhältnismässig befriedigend ordnen, wenn sie mit den Zwecken einer gut organisierten Gemeinschaft in Uebereinstimmung gebracht worden sind und wirkliche gesellschaftliche Rechte schaffen. Durch Erwerb oder Verleihung gesellschaftlicher Selbständigkeit ist es auch in diesem Zustand möglich, bürgerliche Tugenden zu sichern.

Pestalozzi anerkennt hier durchaus die grosse Bedeutung angemessener Gesellschaftsordnungen und staatlicher Organisationen. Ihren Wert bemisst er nach dem Grade der echten Selbständigkeit, der den Individuen verliehen wird. Er verwirft jede sklavische Form und weist u. a. auf die Unterschiede zwischen selbständiger und im Zustande schleichender Unterwürfigkeit gehaltener Aristokratie hin, auch «zwischen Helvetiens Bergbewohnern und den polnischen Bauern» oder «einem ehrenfesten bürgerlichen Arbeiterstand und ehrlosem Fabrikgesindel.»

Aber solange der Mensch als tierisches, sinnliches Triebwesen innerhalb der nur gesellschaftlich bestimmten Sphäre lebt, also innerhalb des *contrat social*, ist und bleibt der Zustand heillos. Denn der Mensch kann und will, soweit er tierisches Geschöpf ist, nicht anders als selbstsüchtig handeln. «Er ist in dem freien Spielraum seiner Naturtriebe allenthalben zur Gesetzlosigkeit geneigt und lebt als Tyrann und Sklave nach den Grundsätzen seiner tierischen Gefühle.»

Soweit Pestalozzis Auffassung über die Selbstbehauptung.

Aber auch die Selbstveränderung, d. h. die der Selbsterhaltung entgegengesetzte Tendenz zum verschwenderischen Vergnügen, zur «behaglichen Wonne», ist ein Werk des Naturzustandes und führt dementsprechend ebenso zu üblen Ergebnissen. Pestalozzi unterscheidet ganz scharf das *tierische Wohlwollen*, das oft in der trügerischen Gestalt der Liebe auftritt, von der echten, reinen, geistigen Liebe, die nur ist, «wenn sie sich zum Göttersinn einer zuverlässigen Treue zu erheben vermag». «So allgemein das *tierische Wohlwollen*, so selten ist die *Liebe*.» Dem ersteren entspricht der Drang nach «Spiel, Wein, Mädchen und Märchen», die Neugier und die Vergeudungen für die Lust, kurz, alle Strebungen nach dem (erotischen) Vergnügen. Der zweiten entspricht dem Sinne nach die christliche Nächstenliebe.

Im Natur- und Gesellschaftszustand hat der Jurist und der Soziologe viel, der Erzieher aber wenig zu tun. Sein Feld ist der dritte Zustand. Wie schon angedeutet wurde, steht nämlich der egoistischen, der triebhaften Verhaltungsweise eine *andersgeartete*, eine den Trieben diametral entgegengerichtete, gegenüber. Nennen wir sie Geist, Liebe, Güte. Sie existiert nie rein. Absolute Heilige gibt es nicht in Menschengestalt. Der Zustand reiner Sittlichkeit wird immer vermengt mit triebhaften Ansprüchen und bewusst und unbewusst verbogen und verfälscht. Aber *sie ist da.* Scham und Reue bezeugen ihr Dasein. Besonders lebendig wirkt sie «als himmlischer Funke» in den «freundlich Guten».

Die Tatsache der reinen Liebe, des Opfer- und Dienstwillens für das Gute bezeichnet Pestalozzi drastisch, aber zutreffend, als einen «*salto mortale*» des «*Naturmenschen*» *ausser sich selbst.* Setzt doch der Mensch sich selbst, seiner eigenen sinnlichen Natur eine Kraft entgegen, um «den Geist herrschen zu machen über das Fleisch». Geist überwindet (als Ueberlegung, Gedanke oder Gefühl) den Instinkt und zwingt ihn, den Weg des Guten zu gehen.

Das Tier ist zufrieden, wenn es den Instinkt befriedigt hat. Nur dem Menschen mangelt diese Schuldlosigkeit. Er muss sich über den Instinkt (die Triebe,

die tierische Sinnlichkeit) *erheben* oder darunter versinken. In diesem Falle leicht, «um tierischer als jedes Tier zu sein», wie Faust sagt. Die Emporhebung des Menschen, bzw. die Stärkung seiner geistigen Kräfte durch geeignete und allseitige Bildungsmittel ist demnach das Ziel jeder Pädagogik. Anknüpfungspunkt ist ein angeborenes Streben nach Entfaltung, nach Betätigung. Die Erhebung aus dem Instinktzustand geschieht durch eine Kraft, die im Innersten der menschlichen Seele *selbständig* vorhanden ist. Sie entsteht nicht etwa durch Sublimierung der Triebe oder aus der Raffinierung des gesellschaftlichen Zustandes. «*Wir können*», behauptet Pestalozzi, «*im gesellschaftlichen Zustand ganz füglich ohne Sittlichkeit untereinander leben*» und «*Recht und Gerechtigkeit untereinander handhaben ohne alle Sittlichkeit.*» «*Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien.*»

Der Mensch ist also Werk der Natur, der Gesellschaft und schliesslich Werk seiner selbst. Als «Werk seiner selbst» will er die Veredlung, strebt er nach sittlichen Vorstellungen von Wahrheit und Recht, möchte er ein gutes Gewissen haben, strebt er nach innerer und äusserer Harmonie zwischen den Ansprüchen des Naturzustandes, der gesellschaftlichen Verderbnis und den Ansprüchen der reinen Sittlichkeit. Das ist sein Weg, um im humanitären weiten Sinne des Wortes *Mensch* zu werden und nicht nur ein Figurant, ein Typ zu sein: ein Schuster, ein Bauer, ein Staatsmann. Erwerb, Eigentum, Besitz, Macht, Gesellschaft verwandeln sich unter der Wirkung des geisterfüllten Individuums, das in freiwilliger Sittlichkeit seine Pflicht bestimmt. Sie werden zum Segen statt zum Fluch.

Einem solchen sittlichen Bildungsziel: der innern Befreiung aus den ausschliesslichen Klammern des Egoismus und der Entwicklung und Stärkung des dritten Zustandes unterordnet Pestalozzi auch das ästhetische, theoretische und religiöse Erleben. Er wertet diese Erlebnisformen ethisch und damit praktisch aus. Hier ist sein psychologischer Rahmen zu eng. Nicht, dass er nicht Bescheid wüsste! Aber das *moralische* Anliegen ist ihm unendlich wichtiger als die von Zielen und Zwecken befreite, sozusagen tatenlose, als Schönheit und Erkenntnis erlebte Schau der Wirklichkeit.

Pestalozzis Wissen von der komplizierten, moralischen Situation (sie ist hier der Uebersicht wegen sehr vereinfacht worden) erleichtert die Erziehungsaufgabe nicht. Erziehung ist ein Trug, wenn sie sich nicht an die realen psychologischen Tatsachen hält. Nützlichkeitserwägungen, unmittelbare Anwendbarkeit, praktische Erkenntnisse haben an und für sich nach Pestalozzis Auffassung nur wenig Bildungswert. Er muss Bildungsmittel suchen, welche die Kräfte entwickeln, die einen Menschen befähigen, «*als sittliches Wesen ausschliesslich der Vollendung seiner selbst entgegenzuwandeln*». Nur ein zum *Menschen* gebildetes Natur- und Gesellschaftsindividuum ist fähig, die letzten Endes nur scheinbaren seelischen Widersprüche «in sich selbst auszulöschen». Edel, hilfreich und gut zu sein, nach selbstbestimmten, sittlichen Normen, dem Gewissen in innerer Freiheit zu folgen und weise die Grenzen seiner Natur zu kennen: das sind die Ziele, an denen die Bildungsmittel zu messen sind.

Sie sollen die Naturanlagen, alle sinnlichen und gesellschaftlichen Kräfte, nicht etwa unterdrücken oder übersehen wollen. Das wäre unpsychologisch. Sie müssen sie, sozusagen in umgekehrter Richtung, verwenden, d. h. die in ihnen ruhende Aktivitätskraft ist im Dienste des Geistes der Menschenliebe (statt in ihr Gegenteil) umzuleiten, etwa so, dass alles Tun von einem geistigen Hauche umwittert oder geführt ist. Wer diese *Vergeistigung* als Erzieher zu vermehren imstande ist, handelt im Sinne Pestalozzis.

Martin Simmen.

Menschenbild und Menschenbildung

Als Pestalozzi in seinem «Schwanengesang» Rückschau hielt und zum letztenmal versuchte, seiner Zeit- und Nachwelt den hohen Geist der Idee der Elementarbildung klarzulegen, die er als die reife Frucht seines Lebens betrachtete, wies er gleich mit den ersten Sätzen darauf hin, der Ausgangspunkt und die Grundlage derselben sei die Frage nach dem Menschen. Die Idee der Elementarbildung sei «nichts anderes als die Idee der Naturgemässheit in der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte des Menschengeschlechts». Um aber zu wissen, was naturgemäss sei, frage es sich vor allem: «Was ist die Menschennatur? Was ist das eigentliche Wesen, was sind die unterscheidenden Merkmale der menschlichen Natur als solcher?»

Tatsächlich hat sich Pestalozzi denn auch eingehend mit dieser Frage beschäftigt, ganz besonders in den fast zwanzig Jahren seiner unfreiwilligen aber fruchtbaren Einsamkeit auf dem Neuhof 1779 bis 1798. Und er hat dabei einen Erkenntnisweg zurückgelegt, dessen Verlauf die alte Form geistiger Bewegung aufweist: von der Thesis über die Antithesis zur Synthesis. Darüber soll im folgenden kurz berichtet werden.

*

Der Weg begann mit der Auflösung der ersten Armenanstalt 1779/80. Pestalozzi war 33 Jahre alt und stand mit dem Zusammenbruch seines Unternehmens buchstäblich vor dem Nichts. Er hatte Frau und Kind, aber er hatte ihnen nichts mehr zu essen, und die meisten seiner Freunde liebten ihn nur noch hoffnungslos. Da zog er sich ganz auf sich selber zurück («als auf den Felsen, der mein ist, als auf den einzigen, den Gott mir als den meinigen gegeben»), versenkte sich in sich selber und fand — den Gott im Menschen.

In der «Abendstunde eines Einsiedlers» gibt er Zeugnis von dieser inneren Erfahrung. Er spricht von «Gottes Dasein in der Hütte der Menschen», von der «Offenbarung der Gottheit im Innern der Menschennatur», und er fordert den Menschen auf, zu glauben an sich selbst und an den innern Sinn (das innere Erkenntnisorgan) seines Wesens; dieser innere Sinn sei ihm «sicherer Leitstern» der Wahrheit und Pflicht und täusche ihn auch nicht, wenn er ihm mächtig Unsterblichkeit zurufe. Vielen sei freilich «innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glaube an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen inneren Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst». Ihm aber sei es unmöglich, «nicht Gehör zu geben der Lehre, die im Innersten meines Wesens mir und meiner Natur wahr ist und wahr sein muss» — «sollt ich nicht glauben, was wär ich, was tät ich!» Er sah in diesem unbedingten Vertrauen in die Erkenntnis- und Gewissenskraft des eigenen Innern den eigentlichen Ausdruck des «reinen Kindersinnes der Menschheit gegen Gott» — «Kindgehorsam gegen die innere Sprache des in der Menschheit redenden Gottes».

Und nicht nur Gottes Wort, sondern auch Gottes Kraft fand er im Innern. «Gott im Innersten meines Wesens ... das ist die Kraft der Natur ...» Und er erkannte: «Ernster, haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte, und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinns der Menschheit gegen Gott.»

Ein ungeheures Vertrauen in die Menschennatur war die Frucht dieses Erlebnisses. Und doch war es nur eine vorläufige und zunächst einseitige Erkenntnis. Denn so konnte wohl ein Einsiedler, abseits vom Trubel der Welt, über den Menschen sprechen; auf dem Schauplatz des tätigen Lebens sah dieser aber ganz anders aus: Da war von der Göttlichkeit seiner Natur wenig zu spüren, da glich er oft viel eher dem Tier.

Pestalozzi war Realist durch und durch und sah das auch. Und er wurde in der Erkenntnis gerade dadurch weitergeführt, dass er sich in den folgenden Jahren ausserordentlich stark mit dem Bösen in der Welt auseinandersetzen musste. Dabei bemächtigte sich seiner ein Pessimismus, der ihn den Tiefblick in die Göttlichkeit der Menschennatur fast vergessen liess und seinen Glauben an den Menschen fast zum Erlöschen brachte. Das Menschenbild der «Abendstunde» rückte immer weiter in den Hintergrund, und ein neues, gegensätzliches trat an seine Stelle, nahm seinen Blick gefangen und verdichtete sich zusehends, bis es schliesslich in der «Philosophie» des invaliden Leutnants und Schulmeisters Glüphi in «Lienhard und Gertrud» seinen vollkommenen Ausdruck fand.

Schon im ersten Teil des Volksbuches sind die bösen Menschen in auffallender Ueberzahl vorhanden, und im Vogte Hummel, in dessen Herz und Haus sich alle Schlechtigkeit wie in einem Tümpel sammelt, stellt der Verfasser eine unheimliche Verkörperung aller menschlichen Bosheit vor den Leser hin. Und doch leuchtet über das alles hin noch die Glaubenssonne der «Abendstunde». Und auch im zweiten Teil ist ihre Wärme noch spürbar: in der Hummel-Predigt zum Beispiel, wo der Pfarrer die Macht der Liebe preist, die das in den Verbrechern schlummernde Gute zu wecken und zu beleben imstande sei.

Aber eben diesem Pfarrer tritt nun im dritten Teil (1785) der Schulmeister Glüphi entgegen und wirft ihm vor, «er sei nicht imstand, etwas Rechtes aus den Menschen zu machen, er verderbe sie nur mit seiner Güte; ... die Liebe sei zum Auferziehen der Menschen nichts nutz als nur hinter und neben der Furcht ... Wer immer etwas mit den Menschen ausrichten oder sie zu etwas machen will, sagte er, der muss ihre Bosheit bemeistern, ihre Falschheit verfolgen und ihnen auf ihren krummen Wegen den Angstschweiss austreiben!»

Denn der Mensch sei von Natur böse. Sein hervorstechendster Zug sei die Selbstsucht, unter deren Herrschaft ihm alles recht sei, was ihr diene, und kein Mittel zu verworfen, wenn es zum Ziele führe. Er sei der geborene Dieb, Ehebrecher, Wucherer, Mörder, Aufrührer und Gottesleugner. Schon von Natur «ohne Grenzen gierig», werde er durch Gefahren und Hindernisse auch noch «krumm, verschlagen, heimtükkisch, misstrauisch, gewaltsam, verwegen, rachgierig und grausam». Er raube, wie er esse, und morde, wie er schlafe. Durch harte Gewöhnung und Zwang von frühster Jugend an liessen sich seine wilden Naturtriebe zwar bändigen, so dass er schliesslich doch ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden könne. Aber seine eigene Natur enthalte nichts Gutes. Sie müsse gehemmt, unterdrückt, in Fesseln geschlagen werden, wenn er der Gesellschaft auch nur erträglich sein solle.

Der Leser findet dieses düstere Menschenbild bis in alle Einzelheiten ausgeprägt im dritten und vierten Teil der ersten Fassung von «Lienhard und Gertrud» (1785/87), sowie in der zweiten, gekürzten Fassung von 1790/92. Und dass es sich wirklich um Pestalozzis eigene Ansicht handelte, geht unmissverständlich aus der Tatsache hervor, dass er die Philosophie des Leutnants ausdrücklich als diejenige seines Buches erklärt. Er sagt es überdies mit aller wünschbaren Deutlichkeit in seinem berühmten Briefe an Nicolovius vom 1. Oktober 1793: «Du kennst Glüphis Stimmung — sie ist die meinige — (in einem Entwurf des Briefes heisst es: «er redet aus meinem Herzen») — ich bin ungläubig.»

Unglauben nannte Pestalozzi seine damalige Einstellung zum Menschen[1]). Die Allgewalt seiner Lebenseindrücke hatte «den Segen des Glaubens vielseitig aus seiner innersten Stimmung verschoben»; «eine höhnende und menschenverachtende Stimmung» hatte sich seiner bemächtigt.

Aber er achtete diesen Unglauben doch nie als völlige Wahrheit. Eine Ahnung von etwas anderem lebte immer noch in seiner Seele, und durch Kinderaugen wenigstens schaute er immer wieder in jene göttlichen Tiefen der Menschennatur hinunter, aus denen er einst seinen Glauben geschöpft hatte: «Wenn ich mitten im Gefühl der höchsten Zerstörung ... ein Kind auf der Strasse fand und auf meinen Schoss setzte, und das Auge seines innern Himmels meinen starren Blick auch nur leicht berührte, so lächelte mein Auge wie das Auge des Kinds, und ich ... lebte in der Wonne der Menschennatur und ihrer heiligen Unschuld, indem ich mich im Kind, das auf meinem Schoss war, eigentlich verlor oder vielmehr wiederfand.»

So kämpften Glaube und Unglaube an die Menschennatur miteinander in seiner Seele. Er aber litt unter diesem Zwiespalt. Die Widersprüche, die sich aus den beiden einseitigen Wahrheiten (des Einsiedlers und des Leutnants) ergaben, mussten gelöst werden. Und so setzte er sich denn im Herbst 1793 «ermüdet, gekränkt und in seinem Innersten verwundet» nieder, um aufs neue über die Frage nach dem Menschen nachzudenken und wenigstens sich selbst Rechenschaft geben zu können, was er «dafür halte, dass das Menschengeschlecht eigentlich sei». Er hatte «die Frage: was bin ich? jahrelang schwankend im Busen» getragen; nun wollte er endlich ins klare kommen. So bezeichnet er selber den Zweck seiner «Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts» (1797): «Ich wollte mit Deutlichkeit meine Einseitigkeiten verbinden.» Das Werk dreht sich denn auch von seinem ersten bis zu seinem letzten Satz um «die Widersprüche, die in der menschlichen Natur zu liegen scheinen.»

---

[1]) Vergleiche damit die ungeheuerliche Umdrehung Karl Würzburgers in seinem «Angefochtenen», derzufolge die angeführte pessimistische Darstellung der Menschennatur «eine verheissungsvolle Durchbruchsschlacht zum wahren Glauben» sein sollte.

Und die Lösung gelang dadurch, dass er den Menschen als ein werdendes, durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch sich entwickelndes Wesen erfassen lernte. Er begriff die Geschichte als Entwicklungsweg des Menschen zur Freiheit [2]). Er sah, wie der Mensch zwischen seinem natürlichen und seinem sittlichen Zustand, zwischen Instinkt und Gewissen, Fleisch und Geist in eine ungeheure Spannung hineingestellt ist. Daher rührt die unerhörte Dramatik der Menschheitsgeschichte; daher kommt es, dass so verschiedene und einander widersprechende Meinungen über das Wesen des Menschen möglich sind; daher erklären sich auch alle jene «Widersprüche, die in unsrer Natur zu liegen scheinen»: Sie «sind nichts anderes als das Schwanken meiner selbst ... zwischen meinen tierischen Ansprüchen und dem Recht meines Gewissens».

Die Natur vollendet den Menschen nur als Tier. Sein eigentliches Menschentum aber ist ihm nicht gegeben, sondern *aufgegeben*. Und er erreicht sein Ziel nur «durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in seiner Natur liegt». «Göttliche Kräfte und göttliche Gnaden» sind da; aber der Mensch muss sie selber ergreifen und entfalten.

«Die Natur hat ihr Werk ganz getan, also tue auch du das deine! Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewusstsein deiner tierischen Natur, aber auch mit vollem Bewusstsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben. Wer du auch bist, du wirst auf diesem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir selbst in Uebereinstimmung zu bringen.»

Damit war nun tatsächlich die Synthese der beiden einseitigen Ansichten (des Einsiedlers und des Leutnants) gefunden und alles Schwanken in der Frage nach dem Menschen überwunden. Und jetzt war der Boden bereit, aus dem die Idee der Menschenbildung hervorgehen konnte. Und wirklich folgte auf diesen innern Wandel auch die äussere Wende: Stans, Burgdorf, Iferten.

*

Wie sehr Pestalozzi darunter gelitten hat, so viele Jahre nirgends Hand anlegen zu dürfen in praktischer Erziehungsarbeit — er hat als Greis rückblickend sein Schicksal gesegnet; *denn mit dem Wandel seines Menschenbildes hatten auch seine pädagogischen Ansichten und Absichten Schritt gehalten.*

Das ist bis jetzt wenig beachtet worden; darum sei kurz darauf hingewiesen.

Die Bildungsaufgabe, die sich aus dem Glauben an die göttlichen Kräfte im Innern der Menschennatur ergab, konnte keine andere sein als «allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit». So steht es denn auch in der «Abendstunde eines Einsiedlers», und Pestalozzi sah darin gleichzeitig die Verwirklichung des Christentums. «Durch innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen: Das, glaube ich, sei das Wesen des Christentums», schreibt er 1793 an Nicolovius.

Aber als sich dieser Glaube in ihm verdunkelte, da konnte er auch an diesem Bildungsziel nicht festhalten. Da sah er bewusst ab von der höchsten christlichen Veredlung und beschränkte sich auf «die Ordnung, die der Kot dieser Welt hat, unabhängend vom Christentum». Er beschränkte sich auf den Versuch, dem Volke zu helfen, sich durch diesen «Kot der Welt» durchzuarbeiten, ohne wie er darin zu versinken.

«Dieser nach meinem eigenen Gefühl beschränkte Gesichtspunkt ward nunmehr das einzige, wofür ich in meinem Innersten ein festes, lebhaftes und ununterbrochenes Interesse empfand. Die Art der Wahrheit, der ich mich also widmete, oder vielmehr, von der ich all mein Interesse verschlingen liess, ist also nicht eigentlich das höchste Ziel der inneren reinsten Veredlung des Menschen, es ist vielmehr bloss seine gute Bildung für die wesentlichen Bedürfnisse seines Erdenlebens.»

Pestalozzi nannte das sein «Nichtchristentum».

Und wieder spiegelt sich diese Haltung in der Philosophie und Tätigkeit des Schulmeisters Glüphi, von dem der Pfarrer sagt, er verachte im Grunde die Menschen, wenn er ihnen auch diene.

Der Mensch ist von Natur böse, erklärt Glüphi, und die Gesellschaft muss «etwas ganz anderes aus ihm machen, als er von Natur ist», wenn er ihr nicht «im höchsten Grade gefährlich» sein soll. «Der ganze bürgerliche Wert des Menschen und alle seine der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte ruhen auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten verändern und umstimmen, um ihn ins Gleis einer Ordnung hineinzubringen, die wider die ersten Triebe seiner Natur streitet, und ihn für Verhältnisse brauchbar zu machen, für welche ihn die Natur nicht bestimmt und nicht brauchbar gemacht hat.»

Dabei wird deutlich, wie sehr der Sonderwert des Einzelmenschen aus dem Blickfeld verschwunden ist. Sein «bürgerlicher Wert», seine «der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte» stehen im Vordergrund. Der Einzelne ist nurmehr Glied in der Kette der Gesamtheit, womit Glüphi in eben die Richtung einlenkt, vor der Pestalozzi später so eindringlich gewarnt hat: «die reinen, heiligen Ansprüche der Menschennatur in Rücksicht auf das Ganze und Grosse der Staatsangelegenheiten als eine Nebenangelegenheit zu behandeln».

Im übrigen sind Glüphis Bestrebungen dadurch charakterisiert, dass er die Erziehung «dem Geist der Industrie unterwerfen» will.

Pestalozzi hat diesen Ausdruck schon gebraucht in seinen «Briefen über die Erziehung der armen Landjugend» 1777. Schon damals schrieb er, der Menschenfreund, der arme Kinder auferziehen wolle, müsse «die grösste Weisheit darin suchen, dass die Fertigkeiten bei ihnen ausgebildet werden, die an dem Orte ihres künftigen Lebens die wahrscheinlichste, sicherste Quelle ihres Unterhalts sein werden». «Uebung im ruhigen Umschauen und Berechnen des Abtrags der verschiedenen Unterhaltungswege (Verdienstmöglichkeiten) des Armen» seien «die wichtigsten Lehren der Auferziehung desselben».

In «Lienhard und Gertrud» wiederholt er nun durch den Mund Glüphis diesen Grundsatz, weitet seine Gültigkeit aber gleichzeitig aus auf die gesamte Volksbildung überhaupt. «Es ist wahr», erklärt der Leutnant, «Weisheit in Erwerbung und Anwendung des Geldes ist das Fundament des Menschen, und aller Einfluss des Staates, der nicht auf dieses Fundament

[2]) Er ist im Beitrag «Anthropologie» dieser Pestalozzinummer weiter ausgeführt. Siehe auch Otto Müller, Pestalozzis Idee der Menschenbildung. AZ-Presse Aarau 1940. Red.

gebaut ist, richtet zum wirklichen Wohl der menschlichen Gesellschaft nichts Solides und Allgemeines aus.»

So zu lesen in einem der letzten Kapitel des vierten Teiles von «Lienhard und Gertrud» unter der Ueberschrift: «Dahin zielte ich von Anfang, und wenn du nein sagst, Leser, so musst du zurückgreifen und zu vielem Vorhergehenden nein sagen.»

Aehnlich wird das Ziel der Erziehung auch noch in der ersten Umarbeitung des Romans, 1790/92, definiert: Es sei «die Bildung des Menschen zu einem auf erleuchtete Selbstsorge gegründeten Staatsdienst, oder, welches ebensoviel ist, zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums». Diesem Grundsatz unterwirft der Landesherr Arner die häusliche Erziehung; darauf baut er auch die öffentlichen Schulen.

Solche Ansichten konnte der reife Pestalozzi nicht mehr gelten lassen. Er hat denn auch sein Volksbuch für die Gesamtausgabe seiner Werke 1819/20 vom Auftreten Glüphis an vollständig umgearbeitet. Und der Schulmeister ist in dieser Neufassung kaum wiederzuerkennen. Wenn er ehemals behauptete, die Erziehung müsse den Menschen «in seinem Innersten verändern und umstimmen» und «etwas ganz anderes aus ihm machen, als was er von Natur sei», so verlangt er jetzt, alle Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung müsse sich «an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzuändernde *Naturstreben zur Entfaltung unsrer Kräfte* anschliessen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Vorschritte an ihm festhalten». Und sein Erziehungsziel ist jetzt «die Menschlichkeit selber, d. i. die Erhebung unsrer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsres tierischen Daseins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag».

Da sind deutlich die «Nachforschungen» zu spüren. Nachdem Pestalozzi seinen Unglauben an den Menschen überwunden hatte, galt nurmehr «das höchste Ziel der innern reinsten Veredlung». Und alle Erziehungskunst konnte nichts anderes mehr sein als «eine dem innern Entfaltungstrieb der menschlichen Kräfte beiwohnende Mitwirkung». Das war fortan sein einziges grosses Anliegen und sein verpflichtendes Vermächtnis auch an uns: «die Bildung unseres Geschlechts mit dem Gang der Natur, mit dem ewigen, göttlichen Wesen, das in unsrer Natur ist, in hohe, heilige Uebereinstimmung zu bringen».

Vielleicht am schönsten hat er das einmal seinen Zöglingen in Yverdon gegenüber ausgesprochen: «Gottes Natur, die in euch ist, wird in euch heilig geachtet. Wir brauchen keine böse Gewalt gegen eure Anlagen und gegen eure Neigungen; wir hemmen sie nicht, wir entfalten sie nur. Wir legen nicht in euch hinein, was unser ist. Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie wir sind. Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie die Mehrheit unsrer Zeitmenschen sind. Ihr sollt an unsrer Hand Menschen werden, wie eure Natur will, wie das Göttliche, das Heilige, das in eurer Natur ist, will, dass ihr Menschen werdet.»

Das war die Absicht. «Wir wollen die Erziehung des Geschlechts von den Verirrungen im bloss Menschlichen und Sinnlichen zum Göttlichen und Ewigen erheben. Wir wollen in der Bildung des Menschen von dem bloss Wandelbaren seines wechselnden Seins zu den ewigen Gesetzen seiner göttlichen Natur hinaufsteigen und den Leitfaden unsres diesfälligen Tuns in diesen ewigen Gesetzen erforschen.»

«Es ist im Innern unsrer Natur ein heiliges göttliches Wesen, durch dessen Bildung und Pflege der Mensch sich allein zu der innern Würde seiner Natur zu erheben, durch das er allein Mensch zu werden vermag.»

Das ist Pestalozzis Idee der Menschenbildung, die reife Frucht seines Lebens.

Otto Müller.

Die «Methode»

Schon die Zeitgenossen Pestalozzis sprachen von seiner «Methode». Sie meinten damit die Gesamtheit seines auf die Hebung der Volksbildung abzielenden Erziehungsprogramms. «Methode» umfasst hier das Ziel und die Teilziele der elementaren «Menschenbildung» sowohl wie die Aufweisung der wesentlichsten Mittel, die zu deren Erreichung einzusetzen sind. Welches sind die Grundzüge dieser «Methode»?

Die Antwort auf diese Frage gibt uns Pestalozzi in seinem Werk «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt», das er — etwa 55 Jahre alt — in Burgdorf geschrieben hat. Das Buch besteht aus 14 Briefen an den Zürcher Buchhändler Heinrich Gessner. Der Titel ist durchaus irreführend: es ist in der ganzen Schrift von einer bestimmten Mutter, die ihren Kindern Unterricht erteilt, nirgends die Rede. Die Darstellung weist handgreifliche Mängel auf. Pestalozzi kämpft sichtbar mit den Schwierigkeiten des sprachlichen Ausdrucks. Seine Sprache wird oft gleichsam stammelnd durch den Mitteilungsdrang seines übervollen Herzens. Die Grundsätze erscheinen oft wenig präzis gefasst; der Gebrauch wichtiger Termini ist mehrdeutig, es mangelt auch an der Systematik der Darstellung im gesamten Aufbau. Gelegentliche Sprunghaftigkeit in der Gedankenfolge, zahlreiche Abschweifungen und eingestreute Gefühlsäusserungen erschweren weiterhin das Verständnis dieses Werkes.

Das in diesem Buche niedergelegte Bildungsprogramm Pestalozzis ist keineswegs das Wesentlichste an der Prophetie dieses grossen Geistes. Wissenschaftliche Systematik war nicht seine Stärke; das wusste er selbst sehr wohl. Seine «Methode» hat sich denn auch immer wieder — im ganzen wie im einzelnen — mancherlei berechtigte Kritik (z. B. den Vorwurf des Formalismus) gefallen lassen müssen, und als Wegleitung für unsere heutige Bildungsarbeit kann sie nur sehr bedingt in Frage kommen. Dennoch ist es ungewöhnlich reizvoll, sich um die Erfassung der Grundzüge dieses Bildungsprogrammes zu bemühen, — nicht nur auf Grund eines geistesgeschichtlichen Interesses, sondern auch deshalb, weil sich in dieser methodischen Gesamtschau grosse, überzeitliche Wahrheiten finden und weil sie allen Mängeln zum Trotz den Geist des durch Menschenliebe sehend gewordenen Genies ausstrahlt.

So mag denn unser Versuch gerechtfertigt erscheinen, Pestalozzis «Methode» in gedrängtester Kürze in ihrer Grundstruktur nachzuzeichnen. Vielleicht helfen wir damit auch dem einen und andern Leser, der es sich nicht nehmen lassen will, das Buch «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» selbst zu studieren, sich in dieser nicht leichten Lektüre etwas rascher zurechtzufinden.

Pestalozzi hat sein *allgemeines Bildungsziel* in folgendem Satze formuliert: «Möchten die Menschen doch einmal fest ins Auge fassen, dass das Ziel alles Unterrichts ewig nichts anderes ist und nichts anderes sein kann, als die durch harmonische Ausbildung der Kräfte und Anlagen der Menschennatur entwickelte und ins Leben geförderte Menschlichkeit selber.» Diese Entfaltung der Kräfte nun soll nach drei verschiedenen Richtungen hin betrieben werden: eine intellektuelle, eine «physische» und eine religiös-sittliche Erziehung sollen gleichzeitig ins Auge gefasst und durch einander ergänzt werden.

Den obersten Grundsatz aller pädagogischen Arbeit erfasst Pestalozzi in dem Begriff der «*Naturgemässheit*». Die Natur soll Ausgangspunkt aller erzieherischen Bemühungen werden und ihre Wirkungsart als leitendes Prinzip sämtliche Massnahmen bestimmen. Das Streben der Kultur soll zum Walten der Natur nicht in einem Gegensatze stehen. Das, was die Natur begonnen hat, soll die Kultur, die menschliche «Kunst» bewusst vollenden. Es gilt, «die Bildung und Leitung unseres Geschlechtes der blinden sinnlichen Natur ... aus den Händen zu reissen» und die jugendlichen Menschen zu geistigen Wesen zu erziehen. Denn der Mensch wird «nur durch die Kunst Mensch». Trotzdem aber sollen die pädagogischen Grundsätze mit dem «Gang der Natur» stetsfort in Uebereinstimmung bleiben. Jede Missachtung dieses Gebotes führt zu Unnatur, zu «Verkünstelung», zur «Kunstverderbnis». So soll der Unterricht beispielsweise strikt an der natürlichen Entwicklung des kindlichen Verstandes und Gemütes orientiert werden. In jedem Lehrfach soll man mit dem Einfachsten beginnen und dann die Erkenntnis in lückenloser Folge entwickeln.

Den Grundsatz der Naturgemässheit hat Pestalozzi dann vor allem hinsichtlich der intellektuellen, der Verstandesbildung näher ausgeführt: der ganze Unterricht soll «psychologisiert», d. h. er soll der natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Seele genau angepasst und damit «zur höchsten Einfachheit» gebracht werden. So sucht Pestalozzi die «physisch-mechanischen Gesetze», die für die Entwicklung unserer Erkenntniskräfte massgebend sind. Bei dieser etwas unglücklichen Ausdrucksweise denkt Pestalozzi bei weitem nicht daran, das Seelenleben etwa aus den organisch-physischen Funktionen abzuleiten. Er will damit lediglich seiner Ueberzeugung Ausdruck geben, dass es nur eine einzige Unterrichtsmethode geben könne, die wirklich der natürlichen menschlichen Veranlagung voll entspricht, dass diese Methode dann aber mit der Notwendigkeit des «mechanischen» Naturgeschehens zum Ziele führen müsse. Es war sein Traum, auf diesem Wege so einfache und einleuchtende Unterrichtsmittel aufzufinden, dass die einfache Mutter aus dem Volke fähig sein möchte, sie spielend in der Erziehung ihrer Kinder zur Anwendung zu bringen.

Als die für den Unterricht wesentlichste psychologische Grundwahrheit betrachtet nun Pestalozzi den Satz, dass die *Anschauung* das «absolute Fundament aller Erkenntnis» sei. Anschauung heisst hier zunächst nichts anderes als etwa: durch unsere Sinne vermittelter Eindruck (der Begriff bezieht sich nicht ausschliesslich auf den Gesichtssinn), verbunden mit einem gewissen Bewusstsein desselben. Pestalozzi kennt aber auch eine Anschauung innerer, seelischer Vorgänge und Zustände. Schliesslich erweitert er den Begriff noch mit der «analogischen» Anschauung: der Mensch kann sich deutliche Phantasiebilder auch von entfernten Dingen machen, die nie auf seine Sinne einwirkten, weil ihm wesentliche Bestandteile derselben aus seinem nahen und unmittelbaren Erfahrungskreise bekannt sind.

Die mannigfaltigen Anschauungen, die sich dem Kinde ohne eine bestimmte erzieherische Führung aufdrängen, sind wirr, unklar, einseitig und oft auch allzu matt. Deshalb brauchen die Kinder schon «in ihrem frühesten Alter eine psychologische Führung zu vernünftiger Anschauung aller Dinge». Hier liegt in erster Linie für die Mütter ein Aufgabengebiet. Es gilt, den erwachenden Seelen der Kleinen die Eindrücke der Welt in geordneter, zweckmässiger und zugleich kräftiger Weise zu vermitteln. Die Kinder saugen in frühesten Jahren gewissermassen ein Rohmaterial ein, aus dem sich dann nach und nach ihr Weltbild formt. Dieser Prozess darf nicht dem Zufalle überlassen bleiben. Die beschriebene psychologische Führung hat vor allem darauf zu achten, dass sich die Sammlung der Eindrücke fest an den nächsten Erfahrungskreis des Kindes anschliesst. Dadurch entsteht eine solide Beziehung aller Dinge zu einem Mittelpunkt: zum Ich und seiner Interessensphäre. Hier schon fordert Pestalozzi also das Anknüpfen der Erziehung an den ganz konkreten Erlebniskreis, an die «Individuallage» des Zöglings; jeder soll für sein besonderes Leben gebildet werden.

Aus der planmässig geleiteten Anschauung soll dann die «*Anschauungskunst*» hervorwachsen. In ihr liegt die Aufgabe sämtlicher Unterrichtsfächer beschlossen. Es gilt, «die Gegenstände der Anschauung als Gegenstände des Urteils und der Kunstfertigkeiten ins Auge zu fassen». Es soll der Weg «von dunklen Anschauungen zu deutlichen Begriffen» zurückgelegt werden. In dieser Wendung formuliert Pestalozzi immer wieder die Grundaufgabe aller Bildungsarbeit.

Die Bedeutung, welche Pestalozzi dem auf seiner «Anschauung» begründeten Erkenntnisgang beimisst, ist ausserordentlich weitgehend. Nur diese Anschauungspflege ist nach seiner Ueberzeugung imstande, gerade, wahrhaftige, brauchbare Menschen zu bilden. In ihr allein entwickeln sich alle guten Charaktereigenschaften. Die Vernachlässigung dieses Grundbildungsmittels aber ist nach seinem Urteil in erster Linie verantwortlich für die trostlosen Unterrichtsverhältnisse in Europa und damit für alle kulturellen Schäden der Zeit. Ein unnatürliches, verlogenes «Buchstabenwesen» habe die Menschen ergriffen, denen es an der rechten Anschauungs-Bildung fehle, und habe sie «zu Lügen und zur Torheit erniedrigt und zu elenden kraft- und anschauungslosen Wort- und Maulmenschen gestempelt». Und so sieht er in seiner Methode, die den Menschen eine solide, ehrliche Wirklichkeitseinstellung wiederbringen soll, geradezu das einzig mögliche kulturelle Heilmittel für sein leidendes Zeitalter. Der neunte Brief an Gessner schliesst mit den gewichtigen Worten: (er Pestalozzi, komme auf die Behauptung zurück), «dass kein Mittel gegen unsere schon geschehenen und noch zu erwartenden bürgerlichen, sittlichen und religiösen Ueberwälzungen möglich sei, als die Rücklenkung von der Oberflächlichkeit, Lückenhaftigkeit und Schwindelköpferei unseres Volksunterrichtes zur Anerkennung, dass die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntnis sei, mit andern Worten, dass

jede Erkenntnis von der Anschauung ausgehe und auf sie müsse zurückgeführt werden können». —

Durch welchen elementaren Erkenntnisprozess beginnt sich nun aber die «dunkle Anschauung» aufzuhellen? Pestalozzi geht von folgender Ueberlegung aus. Wenn ein gebildeter Mensch sich bemüht, einen undeutlich wahrgenommenen Gegenstand klar zu erfassen, wird er sich vor allem drei Fragen vorlegen: Wieviele Gegenstände sehe ich? Wie sieht das Wahrgenommene aus, welche Form (Beschaffenheit) hat es? Wie heisst es? — So kommt Pestalozzi zu der Auffassung, dass *Zahl, Form und Name* (Wort) [1]) die Kennzeichen seien, die in unserer Erkenntnis jedem Ding zukommen, während alle übrigen Wesenszüge nur teils dem einen, teils dem andern Gegenstande eignen. Auf diese drei Kategorien soll also unsere Anschauung in erster Linie gelenkt werden. Ihnen entsprechen drei Grundkräfte der menschlichen Seele, auf die aller Unterricht aufzubauen ist: die Fähigkeit der Auffassung von Einheit und Vielheit; die Kraft, die Form (Beschaffenheit) der Gegenstände zu erfassen, und die Möglichkeit, das Begriffene durch das Hilfsmittel der Sprache zu verdeutlichen und festzuhalten.

Zahl, Form und Sprache sind also die Anfangspunkte unseres Erkennens und bilden insofern die Grundlage der Elementarbildung, als von hier alle Unterrichtsfächer ihren Ausgang nehmen müssen.

Das Element *Zahl* bildet die Grundlage für die «Zählkunst», aus der sich die Rechenlehre entwickelt. Addition und Subtraktion der Einheiten bilden die Grundoperationen, auf denen sich alles Rechnen aufbaut ($1 + 1 = 2$; $2 - 1 = 1$). Das Rechnen mit Brüchen soll man dadurch fördern, dass man das Verhältnis der Teile zum Ganzen durch eine zweckmässige Unterteilung des Quadrates durch Parallelen zu den Seiten veranschaulicht.

Die *Form* oder die «Anschauung geformter Dinge» bildet den Ausgangspunkt für die Messkunst. Diese bildet dann die Grundlage für die Zeichenlehre, auf welch letzterer der Schreibunterricht aufbauen muss. Ein «ABC der Anschauung» soll das Verständnis und die Unterscheidung der äussern Erscheinungen (Formen) der Dinge fördern. Alle Formverhältnisse sollen auf das Quadrat (das «gleichseitige Viereck»), dessen völlige Erkenntnis den Kindern leicht beizubringen ist, bezogen werden. Das Quadrat spielt also in zwei Elementargebieten, bei der Zahl und bei der Form, eine hervorragende Rolle als Mittel der Veranschaulichung. Es wird deshalb für Pestalozzi gewissermassen zum Angelpunkt und Symbol seiner ganzen Methode; wir verstehen so seinen gelegentlichen enthusiastischen Ausruf: «Lieber Freund! wenn mein Leben einen Wert hat, so ist es dieser, dass ich das gleichseitige Viereck zum Fundament einer Anschauungslehre erhoben, die das Volk nie hatte.»

An das Element *Sprache* («Schall») sind der Reihe nach anzuknüpfen: die Tonlehre, d. h. die Heranbildung der phonetischen Sprachfertigkeit; die Wort- oder Namenlehre, d. h. das Benennenlernen wichtiger Gegenstände; die Sprachlehre im engern Sinne, d. h. die Hinleitung zu korrektem sprachlichem Ausdruck über die Dinge. Daran schliesst sich die Bildung einer allgemeinen Urteilsfähigkeit an. Ist das Redenkönnen dann auf eine bestimmte Höhe gebracht, so schliesst sich der Leseunterricht daran an. Auch Realfächer wie Erd-, Gesteins-, Pflanzen- und Menschenkunde werden dem Muttersprachfach unterstellt.

Beim richtig entwickelten Menschen sind auch die *körperlichen Kräfte* erzogen. Auch hierfür fordert Pestalozzi ein naturgemässes, systematisches und lückenloses Vorgehen. Er entwirft ein «ABC der Kunst» (des Könnens): «Schlagen, Tragen, Werfen, Stossen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen usw. sind die vorzüglichsten einfachen Aeusserungen unserer physischen Kräfte». Die stete Uebung ist auch hier das zentrale Mittel: «Um zu können, musst du in jedem Falle tun». Durch die Pflege der elementaren Tätigkeiten unseres Körpers soll eine allgemeine Gewandtheit und Geschicklichkeit gebildet werden. Das Ziel ist dabei, den Menschen für seine Lebensaufgabe, für seinen Beruf im weitesten Sinne tüchtig zu machen: «Ich sehe mich bei den Anfangspunkten der Aufgabe, das Kind im Flügelkleide zum befriedigenden Weib des Mannes und zur kraftvollen, ihrer Stellung genugtuenden Mutter zu machen; ich sehe mich bei den Anfangspunkten der Aufgabe, das Kind im Flügelkleide zum befriedigenden Manne des Weibes und zum kraftvollen, seiner Stellung genugtuenden Vater zu machen».

Pestalozzi nennt an weiterer Stelle die Hinleitung zur *Gottesverehrung* «den Schlußstein meines ganzen Systems». Das Problem, das ihn hier beschäftigt, könnte man so fassen: wie kommt die Frömmigkeit in unsere Herzen? Wie muss das Gemüt des Kindes gepflegt werden, damit die Gottesverehrung in ihm Wurzel fassen kann?

Auch bei der Erziehung zur Frömmigkeit soll eine gewisse «Anschauung» grundlegend sein. Der Mensch soll zum Vatergott in ein Kindesverhältnis kommen. Das Lehren von Glaubenssätzen kann aber nie zu diesem Ziele führen. Das Kind muss in seiner nächsten Umgebung, im Elternhaus fühlen und verstehen lernen, was Liebe, was Vertrauen, was Dankbarkeit ist. Nur durch das Medium des Menschlichen hindurch kann das Individuum auf das Göttliche hingelenkt werden: «Das sehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muß Menschen lieben, ich muss Menschen trauen, ich muss Menschen danken, ich muss Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen: denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will er seinen Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?» — Im besondern ist es das Verhältnis des Kindes zur Mutter, aus dem dann später die rechte Gottesverehrung entkeimt. Das «Heiligtum der Wohnstube» formt all die Gefühlseinstellungen vor, die später eine echte Frömmigkeit ausmachen. Dass die Religiosität vorwiegend eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes (oder eines bestimmten Wortbekenntnisses) sei, das betont Pestalozzi immer wieder: «Ich glaubte an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott; Gott ist der Gott meiner Mutter, er ist der Gott meines Herzens, er ist der Gott ihres Herzens; ich kenne keinen andern Gott, der Gott meines Hirns ist ein Hirngespinst ... er ist ein Götze, ich verderbe mich in seiner An-

[1]) Nach erkenntnistheoretischer Ueberlegung dürften diese drei Begriffe nicht so nebeneinander stehen. Der Name eines Gegenstandes ist jedenfalls in einem andern Sinne Kennzeichen desselben als Zahl und Form. Ohne die letztern gibt es keine Erkenntnis sinnlich erscheinender Dinge, wohl aber möglicherweise da, wo eine Benennung des Gegenstandes gar nicht stattfindet.

betung; der Gott meines Herzens ist mein Gott, ich veredle mich in seiner Liebe.»

Die Erzieher, vornehmlich die Mütter, haben also für die kleineren Kinder gewissermassen die Stellvertreter Gottes zu sein. Je mehr aber die «Selbstkraft» im Kinde wächst, desto mehr muss der Erzieher aus dieser autoritativen Stellung heraustreten, um ihm den Weg zu seinem Gott freizugeben, denn es wird ja nun immer fähiger, zu Gott in eine unmittelbare Beziehung zu treten. «... sie (die Mutter) drückt ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es ist ein *Gott*, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst ... Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die sich an ihrer Brust entfaltet hatten, erweitern sich und umfassen von nun an Gott wie den Vater, Gott wie die Mutter. Die Fertigkeiten des Gehorsams erhalten einen weitern Spielraum; das Kind, das von nun an an das Auge Gottes glaubt wie an das Auge der Mutter, tut jetzt um Gottes Willen recht, wie es bisher um der Mutter willen recht tat.» So tritt die absolute göttliche Autorität an Stelle der nur menschlichen. Der Erzieher aber soll bei dieser Ablösung und Umstellung bewusst mitwirken.

Das Kind soll Gottes Macht nicht nur ausser sich, sondern vor allem in sich selbst erleben. Es soll spüren, dass in ihm jedesmal da ein Stück Gottes offenbar wird, wo in ihm selbst eine Anstrengung zur vollendeten Leistung führt. «Die Mutter zeigte ihm Gott in dem Anblick der Welt; jetzt zeigt sie ihm Gott in seinem Zeichen, in seinem Messen, in seinem Rechnen; sie zeigt ihm Gott in jeder seiner Kräfte, es sieht jetzt Gott in der Vollendung seiner selbst, das Gesetz der Vollendung ist das Gesetz seiner Führung. Es erkennt dasselbe in dem ersten vollendeten Zug, in einer geraden und gebogenen Linie, — ja Freund! beim ersten zur Vollkommenheit gebrachten Zug einer Linie, bei der ersten zur Vollkommenheit gebrachten Aussprache eines Wortes entfaltet sich in seiner Brust die erste Regung des hohen Gesetzes: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."»

So schliesst sich der Kreis dieses Systems. Dank der Gottbezogenheit unseres Geistes sind wir verpflichtet, alle unsere Kräfte harmonisch zu entfalten; alles aber, was die Erziehung und Bildung erreicht, jedes kleine Stückchen Vollendung weist uns wiederum auf Gott, dessen Wesen Vollkommenheit ist, und bringt uns näher zu ihm.

Willi Schohaus

Kenntnisse ohne Fertigkeiten

Im zwölften Abschnitt der Schrift «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» prägt Pestalozzi einen Satz, der aufhorchen lässt:

«Es ist vielleicht das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte: Kenntnisse ohne Fertigkeiten.»

Das schrecklichste Geschenk — Kenntnisse ohne Fertigkeiten? Vielleicht geht uns eine Ahnung von der Bedeutung dieses Satzes auf, wenn wir an die Atombombe denken! Eine Leistung und eine Entdekkung, die an ein Wunder grenzt, die hingebendes Forschen und grossen wissenschaftlichen Aufwand erforderte — und nun dem Verderben diente und ihm weiterhin in schrecklicher Weise dienen wird, wenn — ja, wenn zur wissenschaftlich-technischen Leistung nicht eine ganz andersartige geistige Haltung tritt, die das, was zunächst Verderben brachte, zum Segen wendet. Schon hat die Atombombe ein Misstrauen erzeugt, das die Menschheit zu neuer Tragik führen kann, zu einem Geschehen, das jenes der letzten sechs Jahre an Grauen weit übertrifft. Wir stehen an einem Kreuzweg: retten kann nur das, was Pestalozzi immer als entscheidend ansah: *Vertrauen in der Gemeinschaft*. Die Frage ist nur, wie dieses Vertrauen gewonnen werden kann. Wissen und Technik können es nicht schaffen.

Als 1814 nach verheerenden Feldzügen das Reich Napoleons zusammengebrochen war, rief Heinrich Pestalozzi seinem Zeitalter zu: «*Wir sind gewarnt*, wie die Menschheit selten gewarnt worden ist. Tausend blutende Wunden rufen uns zu: Es ist dringend, dass wir uns über die Quelle der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verirrungen erheben und in der Veredlung unserer Natur selber die Mittel gegen alle die Leiden und all das Elend suchen.»

Veredlung unserer Natur! Auf diesem Gebiete liegen die Fertigkeiten, die Pestalozzi in jenem Ausspruch gemeint hat. Er sagt es auch deutlich genug: es handelt sich für ihn nicht um die Fertigkeiten in den einzelnen Unterrichtsfächern; es handelt sich um die Fertigkeiten, deren der Mensch bedarf, um zur innern Zufriedenheit mit sich selbst zu gelangen. Es sind Fertigkeiten aus dem Gebiet des Sittlichen: jene Fertigkeiten, welche die Haltung des Menschen bestimmen. Durch die erste Besorgung des Kindes sollen Dank, Vertrauen und Gehorsam entwickelt werden; im Stanserbrief hebt Pestalozzi die erzieherische Bedeutung der Selbstüberwindung hervor; seine Mitarbeiter in Yverdon erinnert er daran, dass sein Werk aus Mut und Demut gross geworden sei; in der «Abendstunde eines Einsiedlers» aber schon bezeichnet er den Glauben an den Vatersinn Gottes als das Entscheidende. Es handelt sich für Pestalozzi um ein dreifaches Vertrauen: um ein Vertrauen in die eigene Kraft, um ein Vertrauen in die Kräfte der echten Gemeinschaft, um ein Vertrauen in den Vatersinn Gottes. Das geistige Leben ist so aufzubauen — im einzelnen Menschen und in den einzelnen Gemeinschaften —, dass solches Vertrauen bewirkt wird und gerechtfertigt erscheint. Ohne Vertrauen ist keine Gemeinschaft möglich; das spüren wir heute ganz besonders deutlich. Vertrauen aber beruht auf jener Haltung, die dem andern dieselben Rechte einräumt, die man für sich selber beansprucht.

Die trefflichsten Lehren sind längst ausgesprochen. Würden sie befolgt, so wäre das Wohl der Menschheit gesichert. Was uns fehlt, ist die Kraft, jene Lehren in die Tat umzusetzen. Das Wissen um das Richtige genügt nicht; auch die Anerkennung der Lehre genügt nicht; es muss die Fertigkeit hinzukommen, das Wissen zur Tat werden zu lassen. Kraftbildung zur rechten Tat in der echten Gemeinschaft: das war der Kern der erzieherischen Bemühungen Heinrich Pestalozzis.

Hans Stettbacher.

Der höhere Zweck der Erziehung besteht darin, das menschliche Wesen zum freien und selbständigen Gebrauch aller Fähigkeiten, die der Schöpfer ihm eingepflanzt hat, vorzubereiten und alle diese Fähigkeiten auf die Vervollkommnung des gesamten menschlichen Seins hinzulenken, so dass jeder Mensch imstande ist, in seiner besonderen Stellung als ein Werkzeug jener allmächtigen und allweisen Kraft zu handeln, die ihn ins Leben gerufen hat.

Aus Haller „H. P. Aphorismen" (Alfred Scherz, Bern: Parnassbücherei)

Religion

Pestalozzi gehört nicht zu den Naturen, denen die Religion das zentralste Anliegen ihres Lebens war; aber er war doch tief in der Religion verwurzelt. Unter den treibenden Kräften, die hinter seinen grossen sozialen und pädagogischen Lebenszielen standen, nahmen religiöse Motive einen hervorragenden Platz ein, und eine lebendige Gottesbeziehung war ein bezeichnendes Merkmal seines persönlichen Lebens. Deshalb gehört zu dem, was sein Wesen und seine Bedeutung ausmachen und was wir heute noch an ihm haben, zweifellos auch das, dass der grosse Menschenfreund und Erzieher auch ein wahrhaft frommer Mensch war. — Nicht in allen Lebensperioden war die Religion gleich lebendig in ihm. In der langen Lebenskrise nach dem Zusammenbruch der Armenanstalt auf dem Neuhof und weiteren schweren Enttäuschungen bis zu seiner Neugeburt in Stans war Pestalozzi religiös wesentlich matter als vorher und nachher; aber auch in dieser schweren Zeit ist religiöser Glaube nie in seinem Herzen erloschen.

Hervorgegangen aus einem christlichen Hause, in seinen Bildungsjahren von der Zürcher Aufklärung, die eine ziemlich konservative Form der Aufklärung war, und von Rousseaus starkem Gefühl beeinflusst, selbst ein Mensch von starker Gefühlskraft, kam Pestalozzi zu einem Christentum, das sich mit Motiven der Aufklärung und der Gefühlsfrömmigkeit des Idealismus verband. Er war tief von den grossen Grundwahrheiten der Religion überzeugt, aber allem Dogmatischen, auch allen religiösen Spekulationen abhold, dagegen auf die Auswirkung der Religion im Leben energisch bedacht.

Wie bei Rousseau und einem grossen Teile der Idealisten beruhte nach Pestalozzi der Gottesglaube, so sehr er in der Bibel verwurzelt war, nicht auf der Autorität der Offenbarung, aber auch nicht auf Vernunftschlüssen, sondern auf unmittelbarem Gefühl. Pestalozzi war überzeugt, dass der Gottesglaube der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben und dass Gott die naheste Beziehung der Menschheit sei. Diese Ueberzeugung von Gottes unmittelbarer Nähe ist ihm nicht immer so gewiss geblieben wie in der «Abendstunde eines Einsiedlers»; aber der Gottesglaube selbst ist ihm stets eine unerschütterliche Gewissheit gewesen. Dagegen hat Pestalozzi stets abgelehnt, über Gott nähere Aussagen zu machen. Er ist, wie Kant und Goethe, im Gegensatz zum Dogmatismus der Orthodoxie und der philosophischen Gotteslehre mancher Aufklärer von der Unerforschlichkeit Gottes tief überzeugt gewesen und zitierte gern das alte Wort, dass über den himmlischen Bogen eine dicke Decke gezogen sei. Diese Unerforschlichkeit Gottes war der Grund, warum er die Spekulationen über ihn für so abwegig hielt und warum die Gottesvorstellungen der Menschen verschieden sind. Keiner darf den anderen um seiner Gottesvorstellung willen missachten; völlig richtig erkennt ihn keiner. — Dennoch glaubte Pestalozzi von dem unerforschlichen Gott doch eine Aussage von höchster Bedeutung machen zu dürfen, nämlich, dass er der Vater und dass er die Liebe sei: «Was will doch der Sterbliche von Gott reden, was will er von ihm sagen, als: Er ist gut, er ist Vater, und Dank und Dank.» Ganz ähnlich hat Goethe gewagt, den unerforschlichen Gott den «Vater der Liebe» zu nennen. Alles weitere Reden über Gott lehnte Pestalozzi als unnützes «Maulbrauchen» ab. Zeremonien und Glaubensformeln haben seiner Meinung nach keinen Wert, wenn auch diejenigen, die über sie hinaus sind, schonend mit denen umgehen sollen, die noch an ihnen hängen. Immer wieder erklärte Pestalozzi, dass es in der Religion nicht auf ein Wissen ankäme, sondern auf ein Tun, und es war eine seiner tiefsten Ueberzeugungen, dass der wahre Gottesdienst die Ausübung der Liebe sei.

Wenige haben so entschieden die Konsequenz empfunden, die der Glaube an Gott als den Vater für Menschenauffassung und Lebensgestaltung hat, wie Pestalozzi. Wenn Gott der Vater ist, dann sind die Menschen Gottes Kinder, haben als solche eine hohe Würde und sind untereinander Brüder. So ist der Gottvaterglaube Fundament der Menschenwürde und eine Quelle der Menschenliebe.

Zum Gedanken der Gotteskindschaft trat als religiöse Begründung der Menschenwürde der Gedanke vom Menschen als Ebenbild Gottes und der Glaube, dass der Mensch ein für die Ewigkeit geschaffenes Wesen sei.

Pestalozzi war nichts weniger als ein einseitig auf das Jenseits gerichteter Mensch. Er war überzeugt, dass wir vom Jenseits sehr wenig wissen und dass die Gedanken ans Jenseits nie zur Vernachlässigung der Pflichten auf Erden führen dürfen. Aber er glaubte, dass die Hoffnung des Menschenherzens weitergehe, als auf Erden zu leben, und dass der Jenseitsglaube, wie der Gottesglaube, im innersten Gefühl begründet sei. Diesseitswertung und Jenseitserwartung hat Pestalozzi in dem für ihn bezeichnenden Satze verknüpft: «Der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten der Erde.» Die Ergriffenheit, Vater eines für die Ewigkeit bestimmten Geschöpfes geworden zu sein, die die Geburt seines Söhnleins in ihm auslöste, zeigt deutlich, wie sehr der Glaube an die ewige Bestimmung des Menschen Pestalozzis Ueberzeugung von seiner Würde mitbegründet hat.

Dem Gedanken der Gotteskindschaft entsprang die Ueberzeugung von einer weitgehenden Gleichheit der Menschen. Pestalozzis nimmermüde Sorge für die Armen hatte eine ihrer Wurzeln darin, dass die Armen als Gotteskinder Brüder der Reichen sind. Spuren der Gotteskindschaft fand Pestalozzi auch im Verbrecher. Dadurch ist selbst der todeswürdige Verbrecher noch ein Bruder des Regenten, der über ihn urteilt. Daraus ergaben sich weitgehende humane Forderungen, die Pestalozzi in der Schrift «Von Gesetzgebung und Kindermord» an die Rechtspflege stellte. In der «Abendstunde eines Einsiedlers» wertete Pestalozzi den Gottvaterglauben als Grundlage der ganzen Lebensgestaltung in Familie und Staat. Fürsten und Familienväter sollen sich und ihre Familienglieder und Untertanen als Kinder Gottes ansehen und dadurch zu rechten Vätern derselben werden, so dass Vater- und Kindessinn und damit die Liebe alle menschlichen Verhältnisse durchdringt.

So hat Grösstes in Pestalozzi, seine heisse Menschenliebe und seine tiefe Ueberzeugung von der Menschenwürde, starke religiöse Fundamente. Der Naturalismus des späteren 19. Jahrhunderts hat unter Ablehnung des Gottesglaubens die Menschen auf sich selbst gestellt. Demgegenüber hatte der Idealismus der Goethezeit, teils in theistischer, teils in pantheistischer Weise, die Würde des Menschen auf seinen Zusammenhang mit dem Göttlichen begründet. Ganz besonders fest

und tief war die religiöse Fundamentierung der Menschenwürde bei Pestalozzi.

Diese hochgemute Haltung der Frühzeit ist bei Pestalozzi eine Zeitlang stark zurückgetreten. Die äusserst pessimistische Auffassung vom Menschen, zu der er in der langen Zeit schwerster Enttäuschungen kam, drängte den Gedanken vom Menschen als Kind und Ebenbild Gottes beiseite und beschränkte Pestalozzis Helferwillen, der einst die Welt aus dem Gedanken der Gotteskindschaft der Menschen heraus hatte gestalten wollen, auf das nüchterne Ziel, die Menschen praktisch zu ertüchtigen. Zwar hat Pestalozzi auch mitten in dieser nüchternen Periode im 4. Teile von Lienhard und Gertrud von der Religion gesagt, dass sie dem Gewaltigen in seinem Sklaven das Kind des Ewigen zeige; aber solche Töne erklangen damals nur noch selten. Nach Ueberwindung der Lebenskrise und der Wiedergewinnung des Pestalozzis innerster Natur entsprechenden Vertrauens auf den Menschen wurden sie wieder stärker. In seiner grossen politischen Schrift «An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlands» hat Pestalozzi die Vergewaltigung der Menschen durch den staatlichen Kollektivismus nicht zum mindesten mit dem Argumente bekämpft, dass die Menschen Kinder Gottes seien, und in einer Rede an sein Haus erklärte er: «Der Christ sieht in seinem Nebenmenschen das Kind Gottes. Alle Verhältnisse der Erde verschwinden ihm vor dieser Aussicht.» Dennoch bekam das Ziel der Weltgestaltung auf Grund des Gottvaterglaubens nicht wieder seine alte Bedeutung, weil bei Pestalozzi jetzt Sozialgestaltung als Ziel hinter dem Gedanken der Erziehung der Individuen vom Innersten her zurücktrat, und gegenüber den Gedanken von der Gotteskindschaft und Gottesebenbildlichkeit des Menschen überwog jetzt ein ihnen allerdings sehr ähnlicher: der Gedanke vom Göttlichen im Menschen, der im Zusammenhange mit dem Idealismus und der Mystik stand. Pestalozzi wollte zwar nicht den Menschen vergöttlichen; sondern sah das Göttliche im Menschen als Gabe des Schöpfergottes an: «Du hast ihm Spuren deines ewigen Wesens eingeprägt.» Aber von der Immanenz des Göttlichen im Menschen war er, wie der Idealismus, tief überzeugt. Dieses Göttliche im Menschen war ihm ganz konkret die Liebe. Dem grossen Liebenden war die Liebe nichts Geringeres, als «der ewige Ausfluss der Gottheit, die in uns thront». Aber als Erwerb seiner schweren Leidensjahre blieb ihm die Erkenntnis, dass es im Menschen auch mächtige tierische Triebe gibt, so dass das Göttliche sich nur im Kampfe behaupten und entwickeln kann. Es zu entfalten, ist höchste Aufgabe der Erziehung. So war, wie einst die Sozialideen aus der Zeit der «Abendstunde», auch die Erzieherarbeit des reifen Mannes tief im Religiösen verwurzelt. Deshalb war ihm Erzieherarbeit letztlich eine heilige Sache und er nannte sie gern «Arbeit im Weinberg des Herrn».

Gott *in der Menschennatur zu ehren*, war wie Pestalozzi einmal selbst gesagt hat, ein besonderes Anliegen des grossen Menschenfreundes. Deshalb konnten wir von Pestalozzis Religion nicht reden, ohne zugleich von seiner Anthropologie zu sprechen. Darüber darf aber die Besinnung auf sein persönliches Gottesverhältnis nicht zu kurz kommen.

Der Unruhige, Ringende und viel Angefochtene hat religiösen Vorsehungsglauben als Quelle innerer Ruhe hochgeschätzt: «Gott dein Vater, in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert.» Im ersten Teile von Lienhard und Gertrud hat Pestalozzi noch einem sehr unbeschwerten Vorsehungsglauben Ausdruck verliehen, dass Gott in allen Nöten helfe. In dem schweren Leid seiner Krisenjahre, in denen sich Pestalozzi zuletzt als ein Weggeworfener und Zertretener fühlte, hat er den Vorsehungsglauben zuweilen nur mühsam zu behaupten vermocht, ihn aber nie fahren lassen. Nach seiner Wiedergeburt durch das Stanser Erlebnis brach der Vorsehungsglaube wieder mächtig in ihm hervor, zunächst als ebenso froher wie demütiger Dank für die endliche Erreichung seines Lebenszieles: dass Gott das zerkleckte Rohr nicht zerbrochen und den glimmenden Docht nicht ausgelöscht habe. Als ihn nach den grossen Erfolgen in Yverdon durch den Verfall der Anstalt neues Leid traf, hat er das, allerdings in oft angefochtenem, ringendem, aber schliesslich doch siegreichem Glauben innerlich überwunden, und dieser Vorsehungsglaube hatte jetzt gegenüber dem Eudämonismus seiner Jugend eine ganz andere Reife gewonnen, wofür besonders deutlich ein Wort aus den Reden an sein Haus zeugt: «Gott vereinigt bildende Tage hoher Erhebung mit bildenden Tagen herzzerreissender Leiden. Dass unsere Tage frohe Tage seien oder dass sie Trauertage seien, ist nicht ihr Zweck; dass sie bildende Tage seien, das ist ihr Zweck.»

So sehr im Zentrum von Pestalozzis Frömmigkeit der Gottesglaube stand, so erfüllte ihn auch eine herzliche Jesusverehrung. Zwar glaubte er, dass der Gottvaterglaube schon aus dem menschlichen Gefühl hervorquelle; aber vom *verlorenen* Kindessinn der Menschheit gegen Gott sagte er in einem wichtigen Zusatz zur «Abendstunde», dass Jesus ihn wiederhergestellt habe. Dem von der Ideenwelt der Französischen Revolution erfüllten Pestalozzi wurden die sozialen Forderungen des Evangeliums Jesu besonders wichtig. Der alte Pestalozzi wurde besonders vom Gedanken der Nachfolge Jesu ergriffen und war überzeugt, dass Jesus in Millionen besserer Menschen den Willen erweckt habe, sich der Wahrheit und Liebe aufzuopfern. Seine Jesusauffassung stand der der Aufklärungstheologie nahe, war aber inniger, und Pestalozzi vermied eine Auseinandersetzung mit der Christusauffassung der Kirchenlehre.

Die Hauptmomente der Frömmigkeit Pestalozzis, lebendiger Gottesglaube, Gotteskindschaft und Gottesebenbildlichkeit des Menschen, unermüdlich tätige Liebe als Erweis des Glaubens, feste Jenseitsgewissheit und Nachfolge Jesu sind Grundmomente christlichen Glaubens. Aber die Konzentration auf sie unter Beiseitelassung des Rechtfertigungs- und Wunderglaubens, die im altprotestantischen Christentum grosse Bedeutung hatten, liegt in der Linie der Aufklärungsfrömmigkeit, wie die Begründung der Religion auf das Gefühl und die Idee vom Göttlichen im Menschen in der Linie des Idealismus liegen. Die sittliche Erziehung der Menschen durch die Zürcher Reformation hat Pestalozzi hochgeschätzt; aber seine Ferne vom Rechtfertigungsglauben trennte ihn von ihr. Zwar hat Pestalozzi als Gegner jeden religiösen Streites die altprotestantischen Momente nur beiseite geschoben und nicht prinzipiell bekämpft und als ein für theologische Spekulationen nicht interessierter Mensch auch für sich selbst keine durchgreifende Auseinandersetzung vollzogen, sondern hat manches in unbestimmter Schwebe gelassen, wie wir das bei seiner Jesusauffas-

sung festzustellen hatten. Aber seine Frömmigkeit ist natürlich nicht durch das von ihm Zurückgeschobene, sondern durch das für ihn Lebendige charakterisiert. Wenn man das bedenkt, wird man sie dem Neuprotestantismus zurechnen. Doch ist zu beachten, dass im Alter biblische Momente, die nie gefehlt haben, besonders der Begriff des Glaubens, stärker hervortraten, als früher, doch ohne Pestalozzis religiöse Haltung grundlegend zu ändern.

Die Wertung von Pestalozzis Religion wird je nach der eigenen religiösen Ueberzeugung verschieden sein. Aber wenige werden sich dem entziehen, dass in seiner Verbindung festen Gottesglaubens mit klarem Bewusstsein der Unerforschlichkeit Gottes, in seiner Verbindung sicheren Jenseitsglaubens mit entschiedener Wertung der Diesseitspflichten, in der Gottergebenheit seines gereiften Vorsehungsglaubens und in der unbedingten Forderung, dass der Glaube in Taten der Liebe sich auswirken muss, grosse Werte liegen. Besonders aber hat heute, wo wir eine erneute Hochwertung der schwer missachteten Menschenwürde ersehnen, Pestalozzis religiöse Begründung derselben einen hohen Wert. Denn ausserordentlich viel fester und tiefer, als ihre Begründung auf das stolze Bewusstsein des auf sich selbst gestellten Menschen, wie sie der Naturalismus unternahm, ist die Würde des Menschen in den Gedanken von der Gotteskindschaft und Gottesebenbildlichkeit des Menschen und von dem Göttlichen in ihm begründet, von denen Pestalozzi beseelt war.

Heinrich Hoffmann.

Wichtigste Literatur zum Thema «Pestalozzi und die Religion»:

Walter Nigg, Das religiöse Moment bei Pestalozzi, 1927.

Paul Wernle, Pestalozzi und die Religion, 1927.

Albert Schädelin, Pestalozzis Glaube in «Zwischen den Zeiten», 1926.

Natalie Kogan, Pestalozzis religiöse Haltung und die Rolle der Religion in seiner Pädagogik. Diss. phil., Basel, 1936.

Karl Würzburger, Der Angefochtene, ein Buch über Heinrich Pestalozzi, 1940.

Heinrich Hoffmann, Die Religion im Leben und Denken Pestalozzis, 1944.

Von den allgemeinen Schriften über Pestalozzi enthält in besonders hohem Masse Wertvolles über Pestalozzis Religion:

Walter Guyer, Pestalozzi, 1932.

Politik

Das Jahrhundert, das Pestalozzi gebar, war so geartet, dass die Aufmerksamkeit auf den Staat gelenkt wurde. Die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände vor der Französischen Revolution erweckten in verantwortungsbewussten Menschen Unruhe und böse Ahnungen. Das unter Schweizern an sich schon rege politische Interesse wurde durch die stets grösser werdende Kluft zwischen Regierenden und Regierten gesteigert. Pestalozzi verkehrte schon als Schüler des Carolinums in einem Kreise junger Männer um Bodmer, die sich Patrioten nannten. Gebildet an der griechischen und römischen Antike, angefeuert durch die Ideen der zeitgenössischen Philosophie, beseelt von Vaterlands- und Freiheitsliebe, hofften die «Patrioten», den verknöcherten Zürcher Staat umgestalten und den not- und unrechtleidenden Mitbürgern helfen zu können. In diesem Zirkel, wo Lavater über das Unrecht der Todesstrafe, Füessli über die politische Erziehung, Müller über das Unrecht des Genfer Rates gegen den Verfasser des «Contrat social» sprach, wurde Pestalozzi angeregt, vom Theologiestudium zur Jurisprudenz hinüberzuwechseln, um sich später im Staatsdienst für Recht und Gerechtigkeit einsetzen zu können. Hier nahm er aktiven Anteil an der politischen Wirklichkeit, wenn die «Patrioten» einen harten Landvogt, einen ungerechten Zunftmeister, einen schlechten Pfarrer öffentlich angriffen. Der Geist dieser Jünglingsjahre blieb zeitlebens in Pestalozzi lebendig. 1815 schreibt der bald 70jährige in der Schrift «An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes»: «Vaterland! du musst zurück und dahin kommen, dass deine Jünglinge wieder wie diejenigen, die sich in meiner Jugend um Bodmer und Breitinger versammelten, über ihr Zeitalter hinaussehen und, unpassend für seine Schwäche, ausser die gewohnte Laufbahn der allbetretenen Karrenstrasse hinauslenkend, nur für das Gute und Edle, das im Vaterland noch übrig geblieben, einen hohen, belebten Sinn zeigen, und nur dieses, mit verachtender Hintansetzung alles Unedlen, Niedrigen, Selbstsüchtigen und Schlendrianmässigen, in ihren Umgebungen ergreifen.»

In der Helvetischen Gesellschaft hat Pestalozzi später wieder Gesinnungsfreunde gefunden, in denen der vaterländische und freiheitliche Geist lebendig war.

Wenn man den persönlichen Motiven nachgeht, die Pestalozzis politisches Interesse nährten, so muss festgestellt werden, dass das Machtmoment fehlt; Geltungsdrang, Herrschsucht und persönlicher Ehrgeiz, die Anreize manches Politikers, sind ihm fremd, so sehr, dass spätere Mitarbeiter im Erziehungsinstitut ihn als regierungsunfähig bezeichneten. Was ihn dazu antreibt, sich mit dem Staate auseinanderzusetzen, das ist sein intensives Miterleben der menschlichen Not und sein unerschütterlicher Glaube an die Möglichkeit, zu helfen. Wenn Pestalozzi zeitlebens und bis heute als weltfremder Träumer und unpraktischer Idealist gegolten hat, so beruht das auf einer Verkennung seiner Persönlichkeit. Tatsächlich eignet ihm ein ausserordentlich wacher Sinn für das Wirkliche. Wo es die Not erfordert, sucht er sich mit realistischer Schärfe Klarheit über die Zusammenhänge von Ursachen und Wirkungen zu verschaffen, und er ist einer sachlichen Einstellung fähig, wie sie nur bei wenigen Menschen anzutreffen ist. Wenn er eine Lösung gefunden, ein Ziel ins Auge gefasst hat, so geht er radikal vor. Halbmassregeln sind ihm verhasst. So rückhaltlos offen er die Lage betrachtet, so vorbehaltlos setzt er sich für die notwendigen Massnahmen ein. So wird er zum Politiker.

Er erfasst den Staat als reale Macht, die Wohl und Wehe der Menschen entscheidend bestimmt. Dieser Realität gegenüber verhält er sich vollkommen realistisch: Er erforscht das Wesen des Staates und die Möglichkeiten, die sozialen Zustände durch Gesetzgebung und Staatsleitung zu verbessern; so wird er zum Sozialpolitiker. Er befasst sich mit Landwirtschaft und Industrie, sucht als Bauer und Unternehmer neue Wege und wird zum Wirtschaftspolitiker.

Das Jahrhundert der Französischen Revolution ist reich an Schriften über den Staat. Französische, englische, deutsche, schweizerische Philosophen greifen das Problem der politischen Gemeinschaft auf. Pestalozzi nimmt unter den politischen Schriftstellern seines Zeitalters eine Sonderstellung ein. Die Staatstheorien des 18. Jahrhunderts konstruieren den Staat von einer Idee aus, von der Idee der Freiheit, der Menschenrechte, der Entwicklung aus; Pestalozzi geht von

der Wirklichkeit aus; er erforscht den wirklichen Menschen, insbesondere in den «Nachforschungen zum Tag der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts». Von hier aus gewinnt er den Zugang zum wirklichen Staat, und von hier aus entwickelt er seine Ansichten über den Staat, wie er sein soll; denn der Staat ist für den Menschen da, und nicht der Mensch für den Staat. Es gilt, den Staat zu vermenschlichen, und nicht, den Menschen zu verstaatlichen. Aus der konkreten Lage nimmt Pestalozzi die Probleme entgegen, und in kritischen Situationen greift er in die politische Diskussion ein und redet den führenden Staatsmännern ins Gewissen. So geisselt er 1779 in der Schrift «Von der Freiheit meiner Vaterstadt» die Cliquenwirtschaft der regierungsfähigen Geschlechter; so warnt er 1782 in einem Aufruf «An mein Vaterland»: «Du bist frei! — So sprach am Triumphtag des Bundes Helvetiens Schutzgeist zu unsern Vätern. — Aber du wirst deine Freiheit nicht länger behalten, als du sie selbst deinem Volk so rein gönnest und lassest, als ich sie dir jetzt gebe, — das setzte der Schutzgeist dem ersten Wort der Verheissung mit drohendem Ernste bei.» So verteidigt er 1795 in den Schriften zum Stäfener Handel die Landgemeinden gegenüber der Stadtherrschaft und mahnt die Regierung zum Entgegenkommen.

Immer gilt Pestalozzis Teilnahme den Benachteiligten, den Entrechteten. «Ich denonciere mich selbst als parteiisch fürs Volk», schreibt er 1793 in der Schrift «Ja oder Nein».

Wenn Pestalozzi die Menschennatur zur Grundlage des Staates macht, so ist dabei zu beachten, dass er den Menschen weder idealisiert, noch materialistisch verkennt. Im Gegensatz zu Rousseau, der erklärt, der Mensch sei von Natur aus gut, erkennt Pestalozzi die Zwiespältigkeit der menschlichen Anlage, die sinnlich-tierische Seite, die harmlose und böse Triebe in sich birgt, und das Sittliche, das das spezifisch Menschliche ausmacht. Bestimmung des Menschen ist die Veredlung seiner Natur, die Herstellung eines Uebergewichtes des Sittlichen über das Sinnlich-Tierische. Das Naturhafte setzt sich von selbst durch; das Sittliche bedarf der sorgfältigen Pflege, um nicht verschüttet zu werden. Darum ist Erziehung notwendig. Ihr stehen zwei Wege offen: die unmittelbar persönliche Beeinflussung und die Milieugestaltung.

Hier liegt der Punkt, wo der Staat mit der Erziehung in Verbindung gebracht wird. «Der Mensch macht die Umstände; aber die Umstände machen den Menschen.» Der Staat, resp. der Staatsmann, als Gestalter des Milieus hat vielfältige erzieherische Möglichkeiten. Dem Staatsmann auferlegt Pestalozzi höchste Verantwortung. «Ist die Staatskunst gesellschaftlich rechtmässig, wenn der Mensch in und zu ihrem Dienst durch sein Wissen und seine Kenntnisse zum Träumer, zum Schurken und zum Bettler gemacht wird?»

Ein Volk wird gut oder schlecht durch seine Verfassung und durch seine Regierung. Deshalb sollten die Staatsmänner sittlich hochstehende Menschen, sie sollten ideale Erzieher sein.

In «Lienhard und Gertrud» hat Pestalozzi einen solchen Staatsmann dargestellt, in Arner, dem Dorfherrn von Bonnal. Arners Gesetzgebung sorgt gleichzeitig für die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse und für die sittliche Kultur. In der Leitung der Gemeinde Bonnal konzentriert der Dorfherr alle erzieherischen Kräfte: Die Kirche, die Schule und die Frauen helfen mit, zugleich mit der Einführung der neuen Wirtschaftsordnung, der neuen Sozial- und der neuen Strafgesetzgebung, einen sittlich guten und vernünftigen Geist zu erwecken, damit die Kinder in einer gesunden Atmosphäre zu rechtschaffenen und lebenstüchtigen Menschen heranwachsen können.

Das Zentralproblem der politischen Schriften Pestalozzis ist die Verbindung von Sozialpolitik, Wirtschaftspolitik und Kulturpolitik. Natürlich gegebener Zweck des Staates ist der Wohlstand der Bürger. Die Gesetzgebung soll dafür sorgen, dass jeder Mensch die Früchte seiner Arbeit geniessen kann und dass seine Arbeitskraft nicht von andern ausgebeutet werde. Aber Fleiss und Anstrengung, Sparsamkeit und einfache Lebensart sind die Bedingungen, an die die Erreichung des Wohlstandes geknüpft ist. Die Armut will er nicht durch Almosen bekämpfen, sondern durch Erziehung der Armen zur Rechtschaffenheit, Ordnung und Arbeit.

Der Staat hat die Aufgabe, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft zu unterstützen; aber die Unterstützung soll durch Steigerung der Leistungsfähigkeit erfolgen; Volksbildung ist das wichtigste Mittel zum Gedeihen von Gewerbe und Industrie. Die Volksschulen haben die Handfertigkeit zu pflegen durch Handarbeitsunterricht. Berufsschulen sollen auf der Grundlage sorgfältiger Auslese nach dem Eignungsgesichtspunkt eine gründliche Berufsausbildung vermitteln. Die Produktion der Landwirtschaft ist durch Fortbildung der Bauern in den verschiedenen Landwirtschaftszweigen zu steigern.

Humane Behandlung der Gefangenen und mildere Bestrafung der Verbrecher sind weitere Postulate. Der Staat soll das Verbrechen durch vorbeugende Massnahmen bekämpfen. «Von Jugend auf zwei Batzen sparen. Ein Mittel wider den Ursprung der Verbrechen, gegen die man sonst Galgen und Rad braucht.» So heisst die Ueberschrift zu einem Kapitel in «Lienhard und Gertrud». Erziehung zur Rechtschaffenheit und zur Arbeit verhütet, dass der Mensch auf Abwege gerät.

So leidenschaftlich sich Pestalozzi für Freiheit und Recht einsetzt, so sehr warnt er vor Zügellosigkeit und Kulturlosigkeit. Er war anfänglich patriarchalischen Regierungsformen zugeneigt; nach der Jahrhundertwende verteidigt er mehr und mehr die Ausweitung der demokratischen Rechte, der Volkswahlen, der Volksvertretung der Landschaft in der Regierung. Er ist für die politische Entwicklung aufgeschlossen. «Das gereifte bürgerliche Recht ist ein Resultat des gereiften Lebens im bürgerlichen Zustand.» «Die Nichtanerkennung dieser progressiven Entfaltung des bürgerlichen Rechts, sowie der Köhlerglauben schwacher Menschen und sinkender Staaten an die Notwendigkeit des Ewigerhaltens veralteter barbarischer Rechts- und Regierungsformen ... ist Quelle von Staatsschwächen.» Pestalozzi sieht sogar, hellseherisch und grosszügig wie er ist, eine Zeit voraus, «wo selbst Weiber dahin kommen werden, wo jetzt eure Männer noch nicht sind, mit hoher Würde und republikanischer Zuverlässigkeit auf das öffentliche Wohl würken zu können.» Aber das Korrelat der Freiheit ist wiederum Erziehung. «Ein hoher Grad allgemeiner Volkstugend und allgemeiner Volkserleuchtung ist wesentliches Bedürfnis, wesentliches Unterscheidungszeichen reiner und wahrer Volksfreiheit.» Ohne in-

nere Freiheitswürde sind Volksrechte dem Lande gefährlich.

Als Menschenkenner ist sich Pestalozzi der Tatsache bewusst, dass sittliche Haltung einer Kraftquelle bedarf, um sich gegen die Naturtriebe zu behaupten. Er findet sie in der echten Religiosität. «Gefühl seiner innern Würde, Gefühl der Würde der Menschheit hebt zwar unter Tausenden zu Zeiten einen Menschen empor zum Patrioten, dass er sich opfere der Menschheit und Freiheit; aber Gottesfurcht und Glauben an die höhere Bestimmung der Menschheit bildet ein Volk stillwirkender, aber allgemeiner zu Taten sich opfernder Güte und Liebe.»

Das echte sittliche Gefühl gedeiht in der Seele, die Gott zugewandt ist. Sittlichkeit und Religiosität sind letzten Endes zwei Seiten ein und derselben Realität. Glaube an Gott, an seine Vatergüte, weckt in der Seele den Brudersinn und wird zur Quelle aller Nationaltugend und alles Volkssegens, wie Pestalozzi u. a. in der «Abendstunde eines Einsiedlers» ausführt. Wenn die religiösen Gefühle ausgelöscht sind, verliert die Sittlichkeit ihre Kraft, und die Menschheit ist der tierischen Natur ausgeliefert. Pestalozzi spielt auf die Erfahrungen der Französischen Revolution an. «Ich kenne kein Mittel, ein Volk, das der Despotismus Jahrhunderte abrutiert hat, bei erwachenden Freiheitsgefühlen im Respekt für das Eigentum, im Abscheu vor dem Blutvergiessen zu erhalten und es zur Selbstüberwindung hinzulenken, auf welcher alle bürgerliche Freiheit der Menschen beruhen muss, als gesetzgeberische Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der reinen Gefühle einer frommen, religiösen Volksstimmung.»

Der Staat hat allen Grund, der Religion Sorge zu tragen. Er darf sie aber auf keinen Fall lediglich zur Unterstützung natürlicher Staatszwecke benützen. Insbesondere verurteilt Pestalozzi die Verlogenheit des Machtstaates, der die Religion zur Beförderung seiner tierischen Zwecke missbraucht. Nur insofern der Staat sich an der Erziehung beteiligt und die Veredlung des Menschen zu seinem Zwecke macht, darf er die Religion beanspruchen. Aber selbst dann ist die religiöse Erziehung nicht unmittelbar eine Staatsaufgabe, sondern der Staat hat das Amt, die Religion zu schützen und ihre Pflege durch Familie und Kirche zu begünstigen.

So sehr Pestalozzi den Staat in seinen gesamten Erziehungsplan einspannt und ihn nach Erziehungsmöglichkeiten erforscht, nie verfällt er in den Irrtum, blosse Erziehungsmöglichkeiten mit wirklichem erzieherischem Geschehen zu verwechseln. «Unstreitig ist, keine Rechtsurkunde rettet uns vor den Folgen der Einseitigkeit, Schwäche und leidenschaftlichen Selbstsucht, die in der Masse des Volks und seiner Repräsentation in den öffentlichen Behörden das allgemeine Denken, Fühlen und Handeln der Bürger bestimmt. Nur die Erhebung unsrer selbst über alle diese Schwächen ist es, was uns mit der innern Wahrheit gesetzlicher Rechte und Vorzüge in Uebereinstimmung zu bringen vermag.» Nie verfällt Pestalozzi in den Irrtum der Jünger Rousseaus, die glauben, die Erziehung könne sich auf Milieugestaltung beschränken und die Kinder werden dann im guten Milieu von selbst gut. Er weiss, dass persönliche Beeinflussung und Milieugestaltung zusammenwirken müssen. «Was der Staat und alle seine Einrichtungen für die Volkskultur nicht tun, und nicht tun können, das müssen wir tun: Wir müssen unsre Kinder besser und kraftvoller erziehen, als sie bisher erzogen worden.»

Letzten Endes ist es der Geist, der sittlich-religiöse Geist, der sich im Menschen und durch den Menschen im Staate auswirken muss. Darum gilt das Wort: «Lasst uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können.»

Emilie Bosshart.

Erziehung der Erwachsenen

„Mit der heutigen Generation ist nichts mehr anzufangen! Die kommende für ein ganz neues Sein und Wirken erziehen — darin allein liegt Aussicht und Verheissung. Richten wir darum alle unsere erzieherischen Kräfte ausschliesslich auf die Erziehung der Kleinen und Kleinsten!". So tönt's oft, heutzutage! — —

Ja, wenn wir im luftleeren Raum leben würden! Ja, wenn die Erzieher für die Kleinen und die Kleinsten nur einfach fertig da wären, wohlgebildet und ausgerüstet für ihre Aufgabe, nicht gehemmt durch das Bleigewicht ihrer Zeit und ihres Zeitgeistes! Wie sollen denn Aeltere mitarbeiten an der Erziehung der Jüngern für eine neue Zeit und ein neues Wirken, wenn sie sich nicht durch Selbsterziehung und gegenseitige Erziehung aller Aufwärtsstrebenden vorbereiten, mitten in ihrer schweren Gegenwart, behaftet mit allen ihren Mängeln? Und wer macht denn die Geschichte der nächsten zehn Jahre mit ihren über alles wichtigen Entscheidungen, deren Erbe die heute Kleinen antreten werden?

Wie wenn Pestalozzi einzig und allein an die Möglichkeit der erzieherischen Wirkung auf die Kleinen geglaubt hätte? Dann wäre die Weltliteratur um eines ihrer bedeutendsten Werke ärmer, um «*Lienhard und Gertrud*». Dann wüsste kein Erzieher, «*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*». Und wo wären dann die «*Briefe an eine Mutter*»?

Selbst die Erziehung der Kleinen und Kleinsten ist nur möglich auf dem Umweg über die Erziehung der Erwachsenen.

Unter welchen Umständen und auf welche Weise aber lassen sich Erwachsene denn überhaupt noch erziehen? Wo findet der Erzieher erwachsener Menschen Handwerkszeug und Methoden für die Erwachsenenbildung? Was sagt uns darüber Pestalozzi?

Es müsste einer kein Lehrer sein, wenn er nicht zuerst an das *Wort* dächte, das gesprochene und geschriebene Wort. Wahrhaftig, der gleiche Pestalozzi, der sich mit dem grössten Recht so oft und so eindringlich wehrt gegen das «Maulbrauchen» — er stellt das Wort mit Macht in den Dienst seiner Volkserziehung! Das lebendige Wort! Von Herzen kommend zu Herzen gehend, wie Grundtvig sagt. Das Wort für das ganze Volk, nicht bloss für ein auserwähltes Leser-Publikum! Pestalozzis beste Werke sprechen nie bloss zu den Pädagogen, nie bloss zu Gebildeten. Sie wenden sich unmittelbar an jedermann, an jede Mutter, an jeden Vater, an alle Eltern aller Kinder: seine Fabeln und Geschichten, seine Blätter und Artikel, seine Briefe und seine Reden.

Zwei kleine, zeitweise fast vergessene Schriften haben den Erzieher und Staatsbürger im Enkel eines Thurgauer Pfarrers geweckt. Im Kastenfuss seines verstorbenen Grossvaters hatte er sie entdeckt, in ziemlich mitgenommenem Zustand. Da lag vergilbt und verbogen der *Stanser Brief*, dieser ergreifende Bericht über ein einzigartiges, aussichtslos erscheinendes Erziehungs-Experiment, dieser Inbegriff einer ungewöhnlichen, wunderbar gelungenen Erziehungs-Erfahrung. Noch weiter hinten fand sich zerknittert, fast zerknüllt «*Pestalozzis*

zweites Zehntenblatt», der leidenschaftliche Aufruf zur Durchführung der Anno 1798 fälligen Umgestaltung des Wirtschaftslebens. Wie dankbar müssen wir sein, dass die Schrift des Aktionskomitees 1946 (Pestalozzi im eigenen Wort) nicht nur einige «Kernsätze» enthält, sondern auch die wesentlichsten Teile des Stanser Briefes allem Volk wieder zugänglich macht. Und wie muss es uns Nur-Erzieher schütteln, wenn wir erfassen, dass Pestalozzi nie Nur-Erzieher war; dass er im Gegenteil gerade als Erzieher den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben tiefsten Ernst widmete! Am ernstesten nahm er die «strukturellen Reformen», die Neuordnungen im Aufbau des politischen und gesellschaftlichen Lebens seiner Zeit.

Auch als Schriftsteller ist Pestalozzi nie Bloss-Schriftsteller. Sein *Wort* ist nur ein Ausdruck seiner *Tat*. Wenn das Tun schon die wesentlichste Eigenschaft des Kinder-Erziehers ist — für den Erzieher Erwachsener wird eigenes Tun zur unentbehrlichsten Voraussetzung für die Wirkung des Wortes.

Am wenigsten können wir heute feststellen, *wie* Pestalozzi in seiner unmittelbaren Tätigkeit wirkte. Sicher aber ist das eine: Auch das geschriebene Wort, so wirkungsvoll es sein mochte, war für ihn nicht das ursprüngliche. Pestalozzi ist erst «Maler» (Menschen-Maler) geworden (wie er in einer seiner Fabeln sagt), als seine Zeitgenossen sein unmittelbares Helfen ausgeschlagen, verschmäht hatten.

Ihn selbst hat das lebendige Zusammensein mit andern Erwachsenden und Erwachsenen am stärksten gepackt: das Klubleben der Jungen in Zürich, die Aussprache mit Tschiffeli, Tscharner, Iselin und andern aufgeklärten Aufklärern, dazu die Freundschaftsfeste der Helvetischen Gesellschaft, später der lebendige Verkehr mit allen Menschen, bei denen er Anregung, Bestätigung und Widerspruch suchte, mit all den Ungezählten, die zu ihm wallfahrteten.

Ist das nicht Wegweiser für uns heute? Wohl werden wir das Wunder solcher Gespräche und Zusammenkünfte nicht mehr mit der glühenden Begeisterung jener empfindsamen Jahre auskosten. Aber auch heute ist lebendiges Zusammensein und Zusammenleben für erwachende und erwachte Erwachsene unendlich viel wirksamer als jeder Versuch einer papierenen Beeinflussung. Die Erziehung der werdenden Väter und der werdenden Mütter, die Beratung der gewordenen Eltern in deren Erziehungsschwierigkeiten, die Einführung mündig gewordener Staatsbürger in die Probleme der Allgemeinheit — all das wird sich trotz dem steigenden Reichtum weckender Bücher und Zeitschriften am wirkungsvollsten dann gestalten, wenn wir miteinander reden, noch viel mehr: wenn wir miteinander *leben* können, geschehe das nun in Lager oder Heilstätte, an Tagungen für Brautleute und Mütterschulen, an Wochenenden allerorten oder im eigens dafür geschaffenen Volksbildungsheim. Alle diese Veranstaltungen leben nicht so sehr von den Vorträgen der «Referenten» als vom Zusammensein am Tisch, im Wald und in der Schlafkammer, sei sie noch so primitiv. «Wohnstuben-Erziehung» kann Pestalozzi, können Gotthelf und beider Schüler künstlerisch darstellen. Beschreiben und erklären dagegen lässt sie sich nicht — wohl aber erleben nach-erleben, mit-erleben.

Solche Erwachsenenbildung ist jedoch aufs stärkste gebunden an die *Selbsterziehung des Erziehers*. Und das wird jedenfalls für immer das Wichtigste an Pestalozzi bleiben: wie er an sich arbeitete, in der Jugend, im Mannesalter, am meisten als Grossvater, als er mit grauen Haaren noch einmal von der Pike auf diente.

Immer wieder steht jeder eifrig-tätige Erzieher in Versuchung, seine eigene Tätigkeit allzu hoch einzuschätzen. Daher werden ihn auch alle Misserfolge so leicht umwerfen und verbittern. Pestalozzi aber hat nicht nur für die Kindererziehung, sondern noch mehr für die Volksbildung das Wesentliche in jeder Erziehungsarbeit aufgedeckt: nicht das Werk des Erziehers ist massgebend, sondern die Selbsttätigkeit dessen, dem er helfen will. Es geht ja nicht um einen äussern Erfolg, sondern um die Bildung der Kräfte, die Bildung aller wertvollen Kräfte, die Bildung besonders jener Kräfte, die durch das wirtschaftliche Leben mit seinen harten Anforderungen nicht zur Entfaltung kommen. Bildung der Kräfte aber ist nur möglich durch deren Gebrauch, durch Uebung, durch Training. Der Erzieher kann nichts anderes tun, als die eigene Tätigkeit derer anzuregen, für die und mit denen er wirken will.

Darum ist Erwachsenenbildung so schwer. Darum kann sie niemals Massen-Erziehung sein. Massen-Erziehung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Für die Massen gibt es nur Propaganda, nicht Ueberzeugung, sondern nur Ueberredung oder gar Uebertölpelung. Gerade darum aber ist für die Volksbildung die kleine Veranstaltung unerlässlich: nicht Massenversammlung, nicht Massen-Suggestion, nicht Ansteckung durch die öffentliche Meinung, sondern Einzelwirkung auf Gegenseitigkeit.

Und darum sind bei Volkserziehung und Volksbildung im Erwachsenenalter nicht Vortrag und Vorlesung die wirkenden Mittel, auch nicht Kino und Radio, nicht einmal «Diskussion», sondern das *Gespräch*. Das Gespräch von Mensch zu Mensch. Das Einzelgespräch und das Gespräch in kleinen Gruppen. Haben wir uns dafür durch Pestalozzi schon genügend erziehen lassen? Jedenfalls hat er uns Wege gezeigt: die Gespräche in der Wohnstube und im Wirtshaus, auf der Gasse und beim Haarschneider zeigen uns unvergleichlich, wie jedermann Volksbildner werden kann. Der lederne Katechismus hat ja dem lebendigsten Roman Platz gemacht.

Vergessen wir dabei nicht, was Pestalozzi uns auch gerade in «Lienhard und Gertrud» zeigt: bei der Volksbildung handelt es sich nicht nur um die Erziehung des «Volkes», d. h. der «unteren» Schichten. Auch die «Vorgesetzten» (auch die Gemeindebehörden, auch die Schulkommissionen, auch die Schulinspektoren, auch die «Landesväter» und Wirtschaftsgewaltigen) sind hier nicht ein für allemal die Erzieher. Sie sind auch die Erzogenen. Sie bedürfen ebensosehr selbst der Erziehung. Unter den Lehrern der Obern ist nicht die geringste — die Frau eines Schlufi-Maurers.

Volkserziehung im Sinne lebendiger Erwachsenenbildung ist wohl jener Teil in Pestalozzis Werk, der zu seinen Lebzeiten und seit seinem Tod noch am wenigsten die Geister aufgerüttelt hat. Wird das Pestalozzijahr dazu beitragen? Angesichts des Zusammenbruchs und angesichts der ungeheuren Aufgaben möchte einer wohl sagen: höchste Zeit!

Fritz Wartenweiler.

Täusche dich nicht, Vaterland! Die Freiheit wird unsern Kindern so wenig als eine gebratene Taube ins Maul fliegen, als sie je irgend einem Volke der Erde also gebraten ins Maul geflogen. Einzelnen Glückskindern regnet freilich zuzeiten das Glück zum Dach hinein, Völker und Nationen sind und werden im allgemeinen nie glücklicher, als sie es verdienen.

Aus Haller „H. P. Aphorismen" (Alfred Scherz, Bern: Parnassbücherei)

Erziehung zur Dorfgemeinschaft

Pestalozzi war von Haus aus ein Stadtmensch. In der Zürcher Münstergasse tastete sich die Sonne kaum über die Gesimse in die Räume vor, in denen das welt- und naturfremde «Weiber- und Mutterkind» aufwuchs. Rousseaus Ruf «Zurück zur Natur!» hat wohl wenige aus einem so kärglichen Stubendasein herausgerufen wie den Jüngling Pestalozzi. Freilich war ihm die Natur Rousseaus erst noch ein Buchbegriff. Dann aber kam die entscheidende Wendung zur Erde: der Student wurde Landmann. Damit trat er auch den Weg von der Stadt zum Dorfe an.

Die Hauptstädte jener Zeit waren der Bevölkerungszahl nach zwar recht bescheiden. Im Stande Zürich lebte nur jeder zwanzigste in der Stadt, nicht jeder zweite wie heute. Das Gemeinschaftsleben der rund 10 000 Einwohner war also überblickbar wie in der antiken Polis. Aus der altgriechischen Geschichte, dem Ursprung der abendländischen Gemeinde, wählte Pestalozzi denn auch die Gestalt seiner Erstlingsschrift. Von diesem Agis, einem jungen Reformer, heisst es: «Seine ärmeren Bürger kannten sein menschenliebendes, sein ihnen heiliges Herz.» Gleich ihm wollte Pestalozzi den Staat neu gestalten, wobei er vor allem die an Rechten ärmeren Landbewohner zur demokratischen Gleichheit emporheben wollte. Seither war er in der herrschenden Schicht seiner Vaterstadt als Umstürzler unerwünscht. Die Landleute erkannten aber noch kaum, was für ein Vorkämpfer des freien Dorfes ihnen erstand. Der politische Sinn war eben oft verkümmert, am wenigsten freilich in ausgesprochenen Gemeindesachen, denn das Schweizer Dorf hatte sich stets eine gewisse Selbstverwaltung zu wahren gewusst. Pestalozzi glaubte nicht an eine natürliche Ueberlegenheit der Städter. Schon als Heranwachsender hatte er im grosväterlichen Hause in Höngg beobachtet, wie blühende Kinder nur infolge allzufrüher Fabrikarbeit abstumpften.

Die innere Hebung der ländlichen Jugend machte sich Pestalozzi nun zur Lebensaufgabe. Auf dem Neuhof und in Stans ging er praktisch zu Werke; aber auch in Burgdorf und Iferten bildeten die Armenschulen wesentliche Teile der Anstalten. Pestalozzis Schule war alles andere als ein blosser Zweckverband, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Es waren innige Lebensgemeinschaften, so dass sich der Lehrer wohl versprechen durfte, dass sich in ihnen der künftige Gemeindesinn bilde. Hier war der Geist des Stifters unserer Religion der Liebe mächtig. Die Kinder der Mühseligen und Beladenen waren zu Pestalozzis Arbeitstischen besonders eindringlich hergebeten.

Unserm Erzieher war die Gemeinde ein doppeltes Wesen. Er sah in ihr einmal den Wirtschaftsverband, der in der alamannischen Allmende wurzelte. Daneben oder besser gesagt darin sollte aber auch die christliche Gemeinde wirken. Die Wirtschaft sah auf den Nutzen, die seelische Gemeinschaft aber sollte das Leben aus der Liebe gestalten. Aus der Genossenschaft sollte eine Bruderschaft werden.

Von hier aus lässt sich der Dorfroman «Lienhard und Gertrud» überzeugend durchleuchten. Pestalozzi schrieb ihn nach dem Scheitern des Neuhofer Versuches als eine Fortführung der Erziehung mit andern Mitteln. Der verhinderte Wohltäter wurde Ratgeber. Er schildert uns ein Dorf in innerer Fäulnis. Lichtscheue Gesellen finden sich zum Trunke zusammen; Arbeitslosigkeit lastet auf manchem Haus; ein Erpresser treibt sein Unwesen; das Gerücht geht um. Die Botschaft der Liebe dringt nicht durch. Der Pfarrer findet den rechten Ton oder zunächst den Mut nicht. Da kommt die Hilfe. Nicht von der Kanzel und nicht von der Kanzlei, sondern vom Herdfeuer einer mutigen Frau geht das neue Licht, die neue Wärme aus. Es ist geradezu symbolisch zu nennen, dass die innere und die äussere Gesundung der Gemeinde mit einem Kirchenbau verbunden ist. Das Haus des Herrn soll neu errichtet werden. So wird die äussere Not gebannt und durch den Bau der «unsichtbaren Kirche» auch das innere Unheil. «Der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und eine äussere. Wenn die äussere im Dienste seiner innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äusseres Leben gleich gut», heisst es in «Christoph und Else». Wie aber in vielen Volkssagen berichtet wird, der Teufel habe einen Kirchenbau als Gegenspieler Gottes und Leidwerker der gutwilligen Menschen verhindert, so fehlt es auch diesem Welttheater auf dem Dorfe nicht am Unhold. Der Vogt Hummel will hinterlistig den Bau schon im Werden verderben. Allein das Beispiel Gertruds, der Helferin aller Armen, überzeugte die Dorfleute dergestalt, dass dem Vogt das Handwerk gelegt wird. Wie ein Gottvater sitzt schliesslich Junker Arner zu Gericht.

Hat am Ende also doch ein Aristokrat das letzte Wort? Gewiss, sofern er als Landesvater das Gewissen des Volkes verkörpert. Er hat den «Vatersinn», den Pestalozzi allen Vorgesetzten wünscht, und bildet so das männliche Gegenstück zur Dorfmutter Gertrud. Es widerspräche aber der Grundhaltung unseres Dichters, wenn sich das Dorf einfach bevatern und bemuttern oder gar auf die Dauer bevogten liesse. Die Selbsthilfe der Armen ist ja das Ziel von Pestalozzis Fürsorge, Erziehung und Politik. Mehr als einmal schart sich das Volk als Träger der Handlung um die Hauptgestalten. So ergibt sich von selbst eine Gemeindeversammlung. Kein Wunder, dass dieser erste Dorfroman in deutscher Sprache auf Schweizer Boden erwuchs. Als echter Aufklärer nimmt Pestalozzi bei der Aufhellung der Teufelsgeschichte die versammelten Dorfgenossen in die Schule und erteilt ihnen eine Lektion über den Aberglauben, die an Anschauung nichts zu wünschen übriglässt.

Die drei Fortsetzungen des Buches sind dichterisch dürftiger, aber reich an Rechenschaft über Glück und Unglück eines Dorfes. Das Verbrechen Hummels wird aus seiner zügellosen Jugend erklärt, die Anfälligkeit seiner Helfershelfer mit dem Mangel an häuslicher Ordnung. Es gilt also die Erziehung und das Hauswesen zu festigen. Ein Dorf gesundet vom Einzelnen und von der Familie her. Hier setzt, bezeichnenderweise von Getrud beraten, der Schulmeister Glüphi ein. Pestalozzi hat mit Bedacht einen Offizier und Edelmann mit dem Lehramt seines Versuchsdorfes betraut, um seinen Lesern zu zeigen, dass diese Arbeit am kommenden Geschlecht niemandem zu gering erscheinen dürfe. Er steht den Spinnerkindern einer strengen Arbeitsschule vor. Alles «Maulbrauchen» ist ihm in der Seele zuwider. Auch der Pfarrer füllt den Religionsunterricht nicht mit «Zankapfelfragen» der Christenheit aus. So wird der gute Grund gelegt, und Arner findet selbst: «Wir sind gottlob um einen Schritt weiter mit dem Dorf als wir selber geglaubt.» Nun ist die Gemeinschaft reif für eine neue Gesetzgebung, die ohne Galgen auskommt. Ja, die Erfahrungen des

Dorfes Bonnal sollen dem ganzen Lande und seiner Nachbarschaft zugutekommen. Ermuntert durch den Beifall, den sein Werk selbst im ausländischen Adel fand, schlug Pestalozzi, nicht immer überzeugend, seine Bogen bis in höfische Kreise. «Lienhard und Gertrud» sollte zum ABC-Buch der Menschheit werden. Wie der Segen einer Familie von einem einzelnen Herzen, der Segen des Dorfes von einer genesenen Familie ausging, so sollte Volk und Welt aus dem Gesundbrunnen eines wiedergebornen Dorfes trinken. So dachte sich Pestalozzi die Renaissance der Welt aus der Reformation eines Dorfes. — Hatte er einst seine Erziehungsarbeit in Buchform weitergeführt, so konnte er nun nach mehr als zwanzig Jahren, wieder in die Mitte der Kinder zurückgekehrt, sagen: «Alles, was ich bis jetzt getan habe, ist gleichsam nur die Fortsetzung dieses Buches.»

Inzwischen war das Schweizer Dorf in Untertanenlanden durch die Helvetik frei geworden. Die Patriarchen vom Schlage Arners schwanden im Bundesstaate dahin, die «hummelartigen Vorgesetzten» wurden absetzbar. Geblieben aber ist das Gebot, den guten Geist des Dorfes wach und rein zu halten. Und hoffentlich blieb uns auch Lust, Mut und Geduld, in der Nachfolge Pestalozzis aus der Einsicht in die Notwendigkeit der Erziehung alle Kleinarbeit auf uns zu nehmen, welche das Allgemeine im besondern Falle lebenswahr macht. Wie jedes Schweizer Dorf ein wenig Seldwyla ist, so birgt auch jede unserer Schulgemeinden etwas von den Mißständen und den Möglichkeiten des Pestalozzidorfes Bonnal. Und wem wäre hier das Wächteramt eher anvertraut als der Lehrerschaft, die mitverantwortlich dafür ist, dass keine Hummel aufkommen und Menschen von der Seelenkraft Gertruds uns immer wieder erstehen. Denn die schweizerische Gemeinde ist und soll bleiben ein Probestück der Demokratie aus dem Geiste des Christentums.

Georg Thürer.

Lateinischer Sprachunterricht

Es ist wohl in weiteren Kreisen wenig bekannt, dass Pestalozzi im höheren Alter der Methodik des Lateinunterrichts ein lebhaftes Interesse entgegengebracht hat. Wir sind darüber eingehend unterrichtet durch die Briefe und eine hinterlassene Schrift eines jungen, begeisterten Pestalozzischülers und -verehrers, des siebenbürgischen Pädagogen und Nationalhelden *Stephan Ludwig Roth* (1796—1849) [1]. Er war von 1818 bis 1820 an Pestalozzis Institut in Yverdon als Lehrer tätig, und als er am 6. April 1820 sich auf die Heimreise begab, stellte ihm Pestalozzi das Zeugnis aus, dass er ihm «besonders in seinem Versuch, den Sprachunterricht mnemonisch und psychologisch zu erleichtern und zu vereinfachen, sehr wesentliche Handbietung geleistet habe, indem er seine diesfälligen Grundsätze mit entschiedenem Erfolg auf den Unterricht in der lateinischen Sprache angewandt habe, so dass er in dieser Rücksicht wirklichen Anspruch auf seine Dankbarkeit besitze».

Die Briefe Roths aus dieser Zeit geben uns Aufschluss darüber, dass er zunächst beabsichtigte, seinem verehrten Meister am Geburtstag vom 12. Januar 1820 ein Werk über den lateinischen Sprachunterricht auf den Geburtstagstisch zu legen. Er hatte die Arbeit am 26. August 1819 im Juradorf Bullet (bei Les Rasses) begonnen, war dann aber schwer erkrankt und konnte sie auf den gewünschten Zeitpunkt nicht abschliessen. Sie sollte einen methodologisch grundlegenden, theoretischen Hauptteil und als Anhang ein lateinisches Elementarbuch nach diesen Grundsätzen enthalten. Roth nennt es mehrfach zärtlich sein «Elementarbüchelchen» und sein «Opusculum latinum». Aber gerade von diesem praktischen Anhang hat sich leider keine Spur erhalten. Wir erfahren nur aus einem Brief, den Roth auf der Heimreise am 10. Mai 1820 von Freiburg aus, wo er die Schule des Pater Girard besuchte, schrieb: «Das Werkchen selbst ist noch nicht fertig, wird aber in einiger Zeit es werden. Nach demselben wird schon in Vernet, einem landwirtschaftlichen Institute bei Genf, unterrichtet und schmiegt sich sehr leicht an diese Lehrart an [2]), der ich seit der Besuchung von P. Girards Schule auch zugetan bin [3]) ... In meinem Vaterlande will ich das Opusculum fertig machen.» Und in einem Brief vom 30. September 1820 aus Kleinschelken in Siebenbürgen offeriert er einem Buchhändler in Iferten die Herausgabe eines Buches über die naturgemässe Bearbeitung der Sprache mit Anhang (Anfangsgründe der lateinischen Sprache), als Vorläufer einer lateinischen Grammatik nach Pestalozzischen Grundsätzen. Roth fand dafür keinen Verleger. Er scheint sich darum andern Studien zugewandt zu haben. Wenigstens lesen wir in einem Brief vom Dezember 1820 an Pestalozzi: «Die Ausarbeitung Ihres mir aufgetragenen Elementarbuches der lateinischen Sprache hat seit einiger Zeit das Studium der Mnemonik unterbrochen.»

Das Herzstück des geplanten Werkes, den theoretischen Hauptteil, der unter dem Titel «*Sprachunterricht*» zum Teil in drei Fassungen [4]) vorliegt, diktierte Roth erst 1824 in Reinschrift, fand aber auch hiefür keinen Verleger, so dass das Werk erst mehr als hundert Jahre nach seiner Entstehung durch Otto Folberth veröffentlicht und allgemein bekannt gemacht wurde.

In der Vorrede zum «Sprachunterricht» erklärt er: «Damals war Pestalozzi von dem Gedanken einer psychologisch-mnemonischen Elementarisierung des lateinischen Sprachunterrichts stark ergriffen. Diese Sache war seine liebste Unterhaltung, sein nur auf kurze Zeit zu unterbrechendes Gespräch. Wer ihn hierin auffasste und Hand ans Werk legte, war sein Freund, sein Liebling.» Pestalozzi nahm daher regen

[1]) Gesammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlass herausgegeben von Otto Folberth. II. Band: Die Heimkehr (1928, Klingsor Verlag Kronstadt; Bibl. des Pestalozzianums VI 584 II).

[2]) Gemeint ist die Bell-Lancastersche Methode, die damals weit in der Welt verbreitet war. Ihr Wesen gründete sich auf die Verteilung einer grossen Klasse in mehrere Abteilungen und auf die Benutzung eines Zöglings zum Unterricht der andern.

[3]) Wenige Monate vorher hatte sich Roth mit schärfster Kritik gegen die Bell-Lancastersche Methode gewandt, da sie nur den Ehrgeiz wecke als falsche Triebfeder (Sprachunterricht 13. Kap.).

[4]) Roth hatte in Yverdon Teile seiner Arbeit durch einen Kollegen ins Französische und durch «eine englische fromme Dame» aus dem Französischen ins Englische übersetzen lassen, in der Hoffnung, das Werk finde auch in England Anklang. Er schrieb am 1. Jänner 1820 an seine Eltern: «Da ich meinen Unterricht in lauter lateinischen Sätzen gebe und dann bloss darüber reflektiere, so finden dies die Engländer auch für ihre Lancastersche Methode sehr anwendbar, und auch aus diesem Grunde würde auch mein Elementarbüchelchen bei ihnen vermutlich Unterstützung finden». Und am 29. Hornung 1820: «In England ist über Pestalozzi noch nichts erschienen; vielleicht tut die Neuheit der Sache zum Verkaufe bei meiner Arbeit denjenigen Dienst, den sonst die Güte zu tun pflegt».

Anteil an der Arbeit und am Unterricht seines eifrigen Schülers, stellte ihn auch Fremden vor, die nach Yverdon kamen, um die «Methode» zu lernen. Und Roth bezeugt mehrfach, dass die im «Sprachunterricht» niedergelegten Gedanken von Pestalozzi und aus dessen Schriften stammen, dass er allerdings auch einige eigene Gedanken beigesteuert habe. Als seine Absicht bezeichnet er 1. alles Wahre und Erprobte in einen Brennpunkt zu sammeln, und 2. die Methode Pestalozzis auch auf die Humaniora anzuwenden.

So stellt er denn seinen Untersuchungen ganz im Sinne Pestalozzis allgemeine Betrachtungen über die *Menschenbildung* voran und stellt fest, dass zwar Pestalozzi und seine Anstalt sich noch nie im Zusammenhange über die alten Sprachen und deren Stellung zum gesamten Unterrichts- und Erziehungsfach besonders habe vernehmen lassen, dass aber selbst aus einer geringen Kenntnis der Methode hervorgehe, dass sie *das* Ursprüngliche und Ewige, das in den Alten ruhe, nicht nur nicht gleichgültig auf der Seite lassen könne, sondern dass sie ihnen eine einflussreiche Stellung auf die Menschenbildung im ganzen einräumen werde. Zwar sei der Anspruch des *Humanismus*, dass man die alten Quellen als die einzige wahre Quelle menschlicher Bildung erkläre, ein Irrtum. Die Bildung der Neueren müsse von der Natur, von den ursprünglichen Kräften des Geistes, vom Leben selbst ausgehen. Darum muss die *Muttersprache*, da sie die innerste Offenbarung des Volkslebens ist, als Medium fremder Erkenntnis dieser selbst vorausgehen. Dagegen steht der Unterricht in den alten Sprachen als eigentliche Kunstweihe, als Vollendungsmittel der geistigen Kraft für jeden frei Weiterstrebenden einzig und unübertrefflich da.

Daher behandelt Roth in den drei folgenden Kapiteln eingehend das Wesen der Muttersprache, zeigt, wie allen Worterkenntnissen lebendige Anschauung zu Grunde liegen müsse, und lehrt, dass der Unterricht in der Schule nicht in Regeln bestehen dürfe, sondern in Beispielen, die zur Regel führen. Nachdem er vor zu frühem Lernen fremder Sprachen, wie es im 18. Jahrhundert üblich gewesen war, gewarnt hat, kommt er auf die *alten Sprachen* zu sprechen.

Dabei liegt ihm zunächst daran, die natürliche Aufeinanderfolge der drei alten Sprachen, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, zu empfehlen. Im vollen Bewusstsein der praktischen Schwierigkeiten glaubt er, wesentlich sei nicht die Brauchbarkeit und Nützlichkeit, sondern die reine Entwicklung der menschlichen Kräfte: der Entwicklungsgang des Geistes müsse mit dem geistigen Entwicklungsgang der Menschheit übereinstimmen.

In jeder der drei Sprachen ist eine vierfache Bahn zu durchlaufen: 1. der Elementarkursus, 2. der phraseologische, 3. der statarische und 4. der kursorische Kursus. Und Roth schlägt danach folgendes Schema vor, wie die Erlernung der drei alten Sprachen nacheinander erfolgen solle:

	1.	2.	3.	4.		
Hebräisch	Elemente	Phraseol.	Statar.	Kursor.	—	—
		1.	2.	3.	4.	
Griechisch	0	Elemente	Phraseol.	Statar.	Kursor.	—
			1.	2.	3.	4.
Lateinisch	0	0	Elemente	Phraseol.	Statar.	Kursor.

Dieses Schema mag uns heute als reine Theorie ohne praktischen Wert erscheinen. Aber tatsächlich wurde auch in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Griechische vor dem Lateinischen gelehrt und gelernt, und zwar begann man den Griechischunterricht mit Homer [5]).

Ein Hauptanliegen Roths, dem er das 9. Kapitel «Anfang und Ende» widmet, ist seine Forderung eines stufenweisen Ganges, des Fortschreitens vom Leichten zum Schwereren. Wobei er doch, im Hinblick auf gewisse pädagogische Spielereien seiner Zeit, betont, dass dem Kind nicht jede Anstrengung erspart werden solle: «nicht spielend, nicht tändelnd gelange es zur ernsten Wissenschaft der Kunst.»

Erst mit dem 10. Kapitel «*Formenlehre und Syntax*» betritt Roth nach diesen langen allgemeinen Betrachtungen den eigentlichen Boden des lateinischen Anfangsunterrichts. Und im Gegensatz zu bisher geübter Methode stellt er fest, dass Formenlehre und Syntax eigentlich in keiner Sprache wirklich abgesondert, sondern nur zum Behufe des Unterrichts und vorzüglich des Lehrers getrennt worden sind. In der Verbindung der grammatischen Sicherheit mit der lebendigen Uebung, im Zusammenhang lückenloser Reihenfolgen beruhe die Kraft und das Leben der Sprache. Aus der lebendigen Durchdringung der Form mit der Anwendung, die aber gleichzeitig und nicht hintennach zu erfolgen habe, werde für die Sprachen ein neuer Geist aufgehen.

Im Hauptkapitel «*Memorie (Gedächtnis) und Verstand*» wendet sich Roth einleitend scharf gegen «unmittelbare Denkübungen», wie sie damals üblich waren, aber auch gegen die weitverbreitete Auffassung, dass Auswendiglernen (Katechismus!) die Hauptsache sei. Daran schliesst sich eine Würdigung der Unterrichtsfächer. Die reinste Verstandesbildung gewährt die Mathematik. Die Sprache aber ist wesentlich an die Erde und ihre Anschauung geknüpft; sie beruht auf Tatsachen, Erfahrungen und Anschauungen. Bei der Sprache sind zu unterscheiden: 1. ein Inneres, der Geist, 2. ein Aeusseres, der Ton, in den jedes Wort sich kleidet. Das Innere kommt dem Denken zu, das Aeussere dem Behalten. «Nur insoweit sich aus innern und äussern Anschauungen neue Begriffe und Folgen entwickelt haben, nur insoweit hat der Verstand bei der Spracherlernung Anteil. Jedoch bleiben auch diese Worte der eigentlich durch den Verstand errungenen Begriffe wieder nur durch das Gedächtnis in unserem Sprachbewusstsein fest. Der Anteil, den daher das Gedächtnis bei Erlernung von Sprachen hat, ist bedeutend grösser, als er gewöhnlich angesehen und angeschlagen wird.»

In diesem Zusammenhang kommt Roth auf die Anschauung zu sprechen. Wie die Natur zu unserer Muttersprache die Anschauung hergeben muss, so müssen bei den alten Sprachen getreue *Abbildungen*

[5]) Die in diesem Sinn geschriebene Schrift von L. G. Dissen, Kurze Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen, erschienen 1809 und von Roth zitiert, ist auch dadurch interessant, dass sie der damals noch junge J. F. Herbart herausgab, ihr eine Vorrede beigab und sie Johann von Müller widmete. — Uebrigens war es mit den Griechisch-Kenntnissen Roths nicht weit her. In seinem Brief vom 17. Mai 1820 aus Hofwyl, in welchem er die Anstalt von Fellenbergs und im besondern seine Gelehrtenschule rühmt, schreibt er: «Es macht mich so unzufrieden mit mir, wenn ich 9—10jährige Kinder den Homer lesen sehe, da mir kaum ein Blick hinein erlaubt ist. Unser bischen Latein entschädigt wie manchen anderen mich auch nicht. Das schöne griechische Altertum liegt für uns grösstenteils verschlossen; wir hatten darin im Anfange zu unwissende Lehrer. Gott verzeihe es ihnen, dass ich mit nur zu wahrem Recht dies mein Bekenntnis machen muss.»

den Mangel ersetzen. Diese werden unserer Phantasie zu Hilfe kommen und durch die Lebendigkeit, welche ein Bild in der Vorstellung erzeugen kann, die Kenntnis der Antiquitäten sehr erleichtern. Dabei muss man freilich nicht in den Fehler des gefeierten Comenius verfallen, der in seinem Orbis pictus auch alle Gegenstände des damaligen modernen Lebens bildlich darstellen zu müssen meinte. Abschliessend schreibt Roth: «Würde das Latein oder Griechische aus lautern Schriftstellern geschöpft und zur Erklärung der Antiquitäten Abbildungen verwendet, so wäre gewiss viel, sehr viel durch die Belebung der Phantasie zur Sicherheit der Erkenntnis und zum leichteren Im-Sinn-behalten getan und dieser Schritt wäre wichtig und wohltätig für das ganze künftige Studium der Alten. Wie schwierig ist es, durch blosse Erklärung eine so entlegene Sache zu versinnlichen und welche sichere Vorstellung könnte man durch Abbildungen von einem gewissen Teil vom Leben, von Wort und Sache abgestorbener Völker bekommen!»

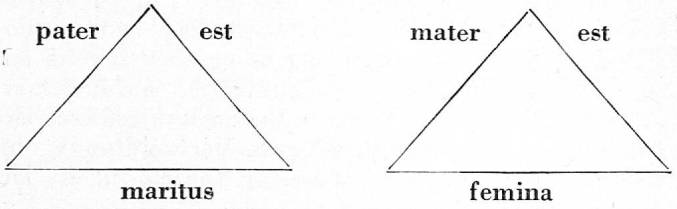
Entsprechend der Bedeutung, welche Roth dem Gedächtnis zuschreibt, behandelt er im 12. Kapitel ausführlich die *Gedächtnismittel.* Der Herausgeber Folberth gibt hievon zwei Fassungen, wovon die erste, noch ohne Zusammenhang mit dem «Sprachunterricht», schon am 30. Dezember 1818 in Iferten ins Reine gebracht worden war unter dem Titel «Ueber die mnemonischen Kunstmittel bei Erlernung von Sprachen». Nach Roth hat das Gedächtnis drei wesentliche Eigenschaften: die Lebendigkeit ist die Kraft des schnellen Behaltens, die Deutlichkeit die Kraft des deutlichen Behaltens und die Dauer die Kraft, diejenigen Bilder, die die Seele schon längst in sich aufgenommen, zu jeder beliebigen Zeit wieder hervorrufen zu können. Alle Mittel aber zur Entwicklung und Entfaltung und Betätigung des Gedächtnisses sind teils körperliche, teils geistige. Roth befasst sich nur mit den geistigen und nur mit denjenigen, die zur Spracherlernung notwendig sind. Und da stellt er drei Hauptgesetze fest: 1. Gesetz der Verwandtschaft (Homogenität), 2. Gesetz des Ortes (Lokalität), 3. Gesetz aus der lauten taktmässigen Aussprache.

Zum ersten Gesetz weist Roth hin auf die Aehnlichkeit vieler lateinischer Wörter mit den entsprechenden deutschen Wörtern (pater Vater, fenestra Fenster usw.) oder mit geläufigen, aus dem Französischen kommenden Fremdwörtern (protestieren, simulieren, repetieren usw.). Am Beispiel von facio macht er auch aufmerksam auf die zahlreichen Zusammensetzungen und Ableitungen von diesem Wort. d. h. auf die Wortfamilien.

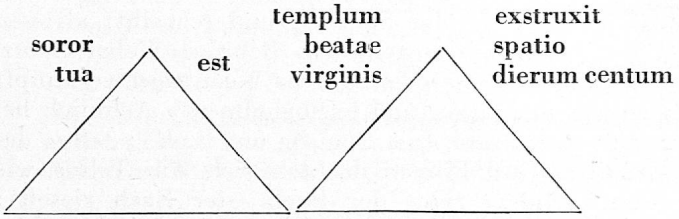
Beim wichtigen Gesetz des Ortes weist Roth unter anderem hin auf ein «sich bewährendes Haupterleichterungsmittel des Auswendiglernens», das neulich im Pestalozzischen Institut durch den Englischlehrer Greaves seine Anwendung gefunden hatte. Das Verfahren besteht darin, dass man an die Wandtafel eine Figur zeichnet und auf die Seiten die Worte herumschreibt. Der Lehrer zeigt auf das erste Wort und spricht es aus und sagt die Bedeutung dazu. Die Kinder sprechen das Wort nach; nun zeigt der Lehrer auf ein anderes Wort, spricht es aus und sagt die Bedeutung. Die Kinder sprechen wieder nach. Nun spricht der Lehrer beide Worte aus, die Kinder sprechen beide Worte nach. So schreibt der Lehrer ein drittes Wort an die Tafel, zeigt darauf, spricht es aus, sagt die Bedeutung; die Kinder sprechen es nach. Nun zeigt er auf alle drei Worte und die Kinder wiederholen alle drei.

Auf den lateinischen Sprachunterricht angewendet, erweist sich nach Roth das Dreieck als die geeignetste Figur. «Da nämlich in jedem Satz drei Grundbestandteile (Subjekt, Objekt und Copula[6]) vorkommen und enthalten sind, so korrespondiert dann jeder Seite irgendein Grundbestandteil.»

Zur Erläuterung werden folgende einfache Sätze um das Dreieck angeordnet:



Kommt im Satz eine nähere Bestimmung der Grundbestandteile vor, so wird die nähere Bestimmung zu seinem Grundbestandteil geschrieben, z. B.:



Zum dritten Gesetz der lauten taktmässigen Aussprache äussert sich hier Roth mehr in allgemeinen Betrachtungen. Er redet hier (1818) dem Lateinsprechen das Wort, während er einige Jahre später (1824), beim Diktieren der letzten Fassung, verschiedene Gründe zusammenstellt, die *gegen* das Lateinischsprechen angeführt werden können.

Eingehender befasste sich Roth in der zweiten Fassung mit der Gedächtnislehre. Seine Weisungen lauten: Uebung, öftere Wiederholung, Reihenfolge vom Leichteren zum Schwereren: «Die Zusätze müssten so klein sein, dass der Schritt vom einen zum andern nicht einmal recht gemerkt würde. An das Wohlbekannte und bis zur Fertigkeit Gebrachte kommen wieder neue hinzu, die sich an das vorige anschliessen und ebenso leicht überwunden würden ... Da ein gewisser Sprachschatz und Wortreichtum gleich von vorneherein zu Grunde gelegt werden soll und hiemit der Anfang gemacht werden muss, so ist es der Mühe wert, gleich von Anfang zur Erwerbung eines nötigen Vorrats von disponiblen Worten sich Mühe zu geben.» Um die Aufmerksamkeit wach zu

[6]) Es ist schwer fassbar, dass Roth sich des in dieser Behauptung liegenden schweren Fehlers nicht bewusst geworden ist, dass er das Wesen des nominalen Prädikats nicht erfasst hat. In der damals sehr verbreiteten Kleinen lateinischen Grammatik von Chr. G. Bröder (7. Aufl. 1808), die Roth kannte und die er zweimal erwähnt, hätte er die richtige Auffassung von der *Zwei*teilung jedes Satzes in Subjekt und Prädikat (verbal oder nominal) finden können. — Der Merkwürdigkeit halber sei hier beigefügt, wie Bröder den lateinischen Akkusativ mit Infinitiv erklärt: «Die Partikeln *quod* und *ut*, wenn sie *dass* heissen, werden oft weggeworfen, und der Nominativ des Subjects in den Accusativ, das Verbum aber in den Infinitiv verwandelt. Beym Uebersetzen muss man thun, als ob die Partikel *quod* oder *ut* da stünde, und sie übersetzen, und dann aus dem Accusativ den Nominativ, und aus dem Infinitiv das gehörige, bestimmte Tempus machen.»

halten, sind Neuheit, Wechsel, Kontrast und Steigerung vorzüglich geeignet. Die eigentlichen «mnemonischen Kunstmittel» hoffte Roth im, leider nicht gedruckten und nicht mehr vorhandenen, Elementarbuch, soweit sie darstellbar sind, vereinigen und verwenden zu können. Er verweist auch in dieser Fassung wieder auf das Ortsgedächtnis unter Bezugnahme auf die bei Cicero, De oratore II 86, überlieferte Anekdote über Simonides von Keos. Im einzelnen empfiehlt er tabellarische Uebersichten, Verwendung verschiedener Farben für die Endungen, Figuren, Unterstreichen, kurz «sinnliche Anschauung». Auch die Versus memoriales schätzt er. Daneben macht er aber bereits auf sprachwissenschaftliche Erkenntnisse aufmerksam: «Es erfordert nur eine genaue Beobachtung dieser Erscheinungen (Verwechslung und Verwandlung), um wie mit einem Schlüssel aus einer Sprache in die andere gehen zu können.»

Leicht erheiternd wirkt sein Vorschlag, durch eine willkürliche, eingebildete Aehnlichkeit eine tatsächlich nicht vorhandene zu ersetzen, um so das Behalten eines Wortes zu erleichtern. Als Beispiel nimmt er das Wort passer der Sperling und schreibt: «Diesen Vogel heisse ich wegen dem Behalten lieber Spatz, der auf den Frass passt. Dieses Wort *passt* verknüpft sich mir mit *passer* und ich behalte es.» Aehnlich bei radius der Strahl (die Speiche am Rade); tellus das Erdreich (die Römer dachten sich die Tellus wie einen Teller); rivus der Bach (der Bach rieselt); vallis das Tal (das Wasser fällt im Tal); brachium der Arm (mancher mutwillige Knabe zerbrach sich den Brachius) usw.

Auf dem richtigen Wege war Roth, als er nach Bröders kleiner lateinischer Grammatik (§§ 85—90) auf die Wichtigkeit der Wortbildungslehre aufmerksam machte: «Darum wäre es sehr zu wünschen, jedes Wort, wenn es ein zusammengesetztes oder abgeleitetes wäre, in seiner Zusammensetzung oder Ableitung mit Zurückweisung auf seine Wurzel zu geben und diese hinwieder mit Zurückweisung auf ihre Sprösslinge.»

Zum Schlusse betont Roth seine Hauptabsicht, die Erlernung der Sprachen auf alle mögliche Weise zu befördern. Durch mnemonische Mittel gewinnt man an Zeit. «Jede Erleichterung aber (die nicht schwächt), wie gering sie sei, muss angewendet werden, mit Fleiss und Eifer.»

Das Neue an dieser von Roth empfohlenen Pestalozzischen Methode ist, dass bei der Erlernung des Lateinischen nicht wie bisher der genetisch-philosophische, sondern der dem Kinde angepasste synthetisch-elementarische Weg eingeschlagen wurde. In diesem Sinne war Heinrich Pestalozzi auch der Bahnbrecher für die heutige Methode des Lateinunterrichts.

Paul Boesch.

Vor hundert Jahren

Im Rechenschaftsbericht des aarg. Regierungsrates über das Jahr 1843 lesen wir: «Da das Schulhaus in *Birr* zu klein und baufällig ist, so wurde auch an die Aufforderung zum Neubau ein schon seit längerer Zeit gehegtes Projekt angeknüpft, dass nämlich der Staat sich durch Leitung des Baues und angemessenen Kostenbeitrag mitbeteilige, um zugleich den auf dem Gottesacker zu Birr unter der Traufe des Schulhausdaches ruhenden Gebeinen von *Vater Pestalozzi* ein würdiges Grabmal zu setzen und dadurch einen schwachen Teil derjenigen Verpflichtungen abzutragen, die der Staat Aargau dem Andenken dieses unsterblichen Mannes schuldet.» — Wie der gleiche Rechenschaftsbericht meldet, wurden noch im Jahre 1843 die ersten einleitenden Schritte zur Ausführung des Planes getan. Der Kanton Aargau anerbot sich, die Hälfte der Baukosten von Schulhaus und Grabmal zu übernehmen. Die Verhandlungen kamen jedoch erst im Jahre 1845 zum Abschluss. Im selben Jahre wurde eine den Namen Pestalozzis tragende schweizerische Armenerziehungsanstalt (Pestalozzi-Stiftung) ins Leben gerufen. Sie wurde am 12. Januar 1846 unter der Leitung eines aargauischen Gemeindeschullehrers eröffnet und zählte anfänglich bloss 4 Zöglinge. Am Jahresende beherbergte sie schon 10 Knaben und 2 Mädchen. Sie wurde vorerst auf der Schuldomäne Olsberg (Bezirk Rheinfelden) untergebracht. Ebenfalls ins Jahr 1845 fällt die Vollendung von Schulhaus und Denkmal; die bekannte Inschrift hat Seminardirektor Augustin Keller verfasst. Sie enthält die wichtigsten Daten des Lebenslaufes. In den ersten Tagen des Jahres 1846 wurde auch noch das Brustbild aus weissem carrarischem Marmor fertiggeschaffen. Es ist ein Werk des damals jungen, in Zürich wirkenden Einsiedler Künstlers Joh. Ehrler.

Am 23. Dezember 1845 fasste die aargauische Regierung den Beschluss, den 100. Geburtstag Heinrich Pestalozzis in einfach-würdiger Weise öffentlich zu feiern, an jenem Tage das Birrer Schulhaus einzuweihen und zugleich die Ueberreste des grossen Menschenfreundes feierlich von neuem beizusetzen. In einer Zeit ungewöhnlicher politisch-konfessioneller Spannungen — wenige Jahre nach der Aufhebung der aargauischen Klöster — setzte sich die Regierung des Aargaus mutig für Pestalozzi ein, indem sie verkünden liess, dass die auf den 12. Januar 1846 vorgesehene Feier «als ein Akt der Dankbarkeit gegen den um die Kultur der Menschheit und den Ruhm seines Vaterlandes verdienten Mitbürger zur Ehre seines Andenkens» stattzufinden habe. Dieses betonte Einstehen für Pestalozzi trug der Aargauer Regierung und ihren Gesinnungsfreunden aus verschiedenen Teilen des Schweizerlandes schwere Angriffe ein.

Allein trotz aller Anfechtungen und Sticheleien wurde der 12. Januar 1846 zu einer erhebenden Ehrung für Pestalozzi. Der kalte Wintertag sah eine Menge Volks im Birrfeld. Selbst aus dem Auslande waren Pestalozzi-Verehrer eingetroffen. Im Chor der Kirche von Birr war der blumenbedeckte Sarg aufgestellt. Das kleine Gotteshaus vermochte lange nicht alle Leute zu fassen. Den Vortritt hatten die Nachkommen und Verwandten des Verewigten, die Mitglieder der Behörden und die Sänger, welche die kirchliche Feier mit einem Choral eröffneten. Dem Gebet des Geistlichen folgte ein Schülergesang, und dann begannen die Glocken zu läuten. Dies war das Zeichen, dass die Ueberreste Pestalozzis zu ihrer endgültigen Grabesstätte gebracht werden sollten. Den Sarg trugen Lehrer; die Ecken des Bahrtuches wurden vom Rektor der Aarg. Kantonsschule, von Seminardirektor Augustin Keller und von zwei Bezirksschullehrern gehalten. Gleich hinter dem Sarge schritt der Armenlehrer mit den 4 ersten Knaben der neuen Armenerziehungsanstalt einher. Hinter ihnen kamen die Schulkinder der Kirchgemeinde, dann die Lehrer und Lehrerinnen, welchen sich die offiziellen Gäste und die übrigen Teilnehmer der Feier anschlossen. Während des Grabgesanges wurde der Sarg in die Erde hinabgelassen und zugleich wurde das in die Schulhauswand einge-

lassene Denkmal enthüllt. Unter den Rednern, die nun das Wort ergriffen, befand sich auch der damalige aargauische Landammann Dr. Wieland. An einem einfachen Mahle in Brugg errang sich, wie der «Schweizerbote» vom 15. Januar zu melden wusste, Pfr. Sprüngli von Thalwil die Palme des Tages. Sein Trinkspruch wurde mehrmals von stürmischem Beifall unterbrochen. Eine Bemerkung des «Schweizerboten» über den «Spott der Ultramontanen und der reformierten Konservativen» berechtigt zur Annahme, dass die gelobte Tischrede Pfr. Sprünglis nicht frei von politischen Anspielungen gewesen sein mochte ...

Es darf noch beigefügt werden, dass auch im Januar 1896 in Brugg und Birr grosse Pestalozzi-Feiern abgehalten wurden. Initiantin war die Bezirkskonferenz Brugg. Als Redner hatten sich der wortgewandte, aus dem Lehrerstande hervorgegangene Redaktor (der spätere Nationalrat und Stadtammann) Jäger aus Baden sowie der aargauische Erziehungsdirektor Dr. Käppeli zur Verfügung gestellt.

Paul Erismann.

Kantonale Schulnachrichten

Baselland.

Aus den Verhandlungen des Vorstandes (27. Dez. 1945). 1. Aufnahme in den LVB: Hans Erny, Binningen. Entlassung per 31. Dez. 1945: Frl. B. Bürgin, Muttenz.

2. Alle aktiven Lehrkräfte haben nun den 3. Band des «Baselbieter Heimatbuchs» erhalten, wofür ein Dankschreiben an die Erziehungsdirektion gerichtet wird.

3. Es werden einige Entschädigungen für vermehrte Arbeit zweier Funktionäre im Vorstand wie auch das Honorar für die Verfasser der Festschrift festgesetzt.

4. Am 4. Dez. haben wir zusammen mit dem Beamtenverband BL, dem VPOD BL und dem Polizeiangestelltenverband BL eine wohlbegründete Eingabe (8 Seiten Text, 2 Seiten graphische Darstellung) zur Erlangung einer genügenden Teuerungszulage pro 1946 an den Regierungsrat gerichtet.

5. Es wird ein Unterstützungsfall besprochen.

6. Der Vorstand bereinigt die Liste der Gäste und genehmigt folgendes Programm für die *Zentenarfeier* Samstag, den 12. Januar 1946, in Liestal:

I. *Jubiläumsfeier* in der reformierten Kirche, um 17 Uhr.

1. Allgemeiner Gesang: «O mein Heimatland».

2. Begrüssung durch den Präsidenten Dr. O. Rebmann.

3. Menuett und Gavotte, J. K. F. Fischer.

4. Aus der Geschichte des LVB: Dr. P. Suter.

5. Lehrergesangverein: «Der Lichtschöpfer», H. G. Nägeli.

6. Rückblick auf die Entwicklung der basellandschaftlichen Lehrerversicherungskassen, W. Schmidt.

7. Marcia alla francese (Aus Divert. Nr. 11), W. A. Mozart.

8. Ansprachen des Erziehungsdirektors D. L. Mann und des Präsidenten des SLV.

9. Allgemeiner Gesang: «Vaterland, hoch und schön».

II. *Nachtessen* im Hotel Engel, um 19 Uhr. Rechtzeitige Anmeldung beim Tafelpräsidium C. A. Ewald unerlässlich.

III. *Bunter Abend* im Hotel Engel, um 20.30 Uhr. Rezitationen, kleine Szenen, Sketsche, Gesang, Musikvorträge, Tanz u. a. m. nach besonderem Programm. Liederheft des LVB mitbringen! *C. A. Ewald.*

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 28 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 26 11 05
Postadresse: Postfach Unterstrass Zürich 15

Die Organe des Schweizerischen Lehrervereins

Amtsdauer 1946—1948

Zentralvorstand

Leitender Ausschuss:

Hans Egg, Lehrer, Zürich (Präsident);
Jakob Binder, Sekundarlehrer, Winterthur;
Otto Peter, Sekundarlehrer, Zürich.

Weitere Mitglieder:

Heinrich Bäbler, Sekundarlehrer, Hätzingen;
Walter Debrunner, Lehrer, Frauenfeld;
Fritz Felber, Lehrer, Zuzgen;
Paul Fink, Lehrer, Bern;
Attilio Petralli, Professor, Lugano;
Frl. *Elsa Reber*, Sekundarlehrerin, St. Gallen;
Dr. *Otto Rebmann*, Bezirkslehrer, Liestal;
Albert Steinegger, Reallehrer, Neuhausen;
Dr. *Karl Wyss*, Sekr. des Bern. Lehrervereins, Bern.

Sekretariate: Beckenhofstrasse 31, Zürich 6.

SLV: Telephon 28 08 95; Postcheckkonto VIII 2623.
Lehrerkrankenkasse: Telephon 26 11 05;
Postcheckkonto VIII 22 000.
Schweizerfibel Postcheckkonto VIII 20 462.
Sekretärinnen: Frl. *Verena Bereuter* (SLV), Frl. *Rahel Schönenberger* (SLV und Redaktion);
Lehrerkrankenkasse: Frl. *Margrit Oberholzer*, Frl. *Clara Specker*, Frl. *Hedy Weibel.*

Schweizerische Lehrerzeitung:

Redaktoren: *Otto Peter*, Sekundarlehrer, Zürich;
Dr. *Martin Simmen*, Seminarlehrer, Luzern.

Das Verzeichnis der Mitglieder der Rechnungsprüfungsstelle und der ständigen Kommissionen folgt nach der Konstituierung dieser Organe.

Präsidenten der Sektionen des SLV

Zürich: *H. C. Kleiner*, Lehrer am Kant. Oberseminar in Zürich, Zollikon.
Bern: Dr. *Paul Pflugshaupt*, Gymnasiallehrer, Bern.
Zentralsekretär: Dr. *Karl Wyss*, Bern.
Luzern: *Alfred Wanner*, Sekundarlehrer, Gerliswil.
Gotthard: *Wilhelm Beeler*, Lehrer, Arth.
Glarus: *Theophil Luther*, Sekundarlehrer, Mollis.
Zug: *Peter Glur*, Lehrer, Baar.
Freiburg: Dr. *E. Flückiger*, Sekundarlehrer, Murten.
Solothurn: *Hans Wyss*, Bezirkslehrer, Solothurn.
Baselstadt: *Wilhelm Kilchherr*, Lehrer, Basel.
Baselland: Dr. *Otto Rebmann*, Bezirkslehrer, Liestal.
Schaffhausen: *Hugo Meyer*, Professor, Schaffhausen.
Appenzell A.-Rh.: *Hans Frischknecht*, Lehrer, Einfang/Herisau.
St. Gallen: *Max Eberle*, Lehrer, St. Gallen.
Graubünden: *Christian Hatz*, Alt-Lehrer, Chur.
Aargau: *Hans Müller*, Lehrer, Brugg.
Thurgau: *Walter Debrunner*, Lehrer, Frauenfeld.
Tessin: *Attilio Petralli*, Professor, Lugano.

Schriftleitung: **Otto Peter**, Zürich 2; Dr. **Martin Simmen**, Luzern; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6; Postfach Unterstrass, Zürich 15

Mitarbeiter der Pestalozzinummer

Prof. Dr. *Paul Boesch*, Gymnasiallehrer, Zürich.
Frl. Dr. *Emilie Bosshart*, Lehrerin, Winterthur.
Paul Erismann, Lehrer, Aarau.
Adolf Haller, Lehrer und Schriftsteller, Turgi.
Dr. *Carl Günther*, Seminardirektor, Basel.
Universitätsprof. i. R. Dr. theol. *Heinrich Hoffmann*, Bern.
Otto Müller, Seminarlehrer, Wettingen.
Dr. *Martin Schmid*, Seminardirektor, Chur.
Dr. *Willi Schohaus*, Seminardirektor, Kreuzlingen.
Dr. *Martin Simmen*, Seminarlehrer, Luzern.
Universitätsprof. Dr. *Hans Stettbacher*, Zürich.
Prof. Dr. *Georg Thürer*, Handelshochschule, St. Gallen u. Teufen.
Dr. *Fritz Wartenweiler*, Leiter des Volksbildungsheims, Herzberg.

*

Da zwei Autoren in ihren Ausführungen sachlich weitgehend übereinstimmten, wurde der *später* eingelangte Beitrag, verfasst von Herrn Seminarlehrer *Wilhelm Kilchherr*, Basel, entsprechend zum voraus festgelegtem Plan dem «*Berner Schulblatt*» überwiesen.

Kurse

Heilpädagogisches Seminar Zürich

Das Heilpädagogische Seminar Zürich veranstaltet für das Studienjahr 1946/47 wieder einen Ausbildungskurs für Lehrer und Erzieher entwicklungsgehemmter Kinder (blinde, taube, sprachgebrechliche, geistesschwache und schwererziehbare Kinder). Aufgenommen werden in erster Linie Inhaber eines Lehrpatentes oder Kindergärtnerinnendiploms. — Anmeldungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und einem ärztlichen Zeugnis sind zu richten an die Leitung des Heilpädagogischen Seminars Zürich, Kantonsschulstrasse 1.

Anmeldefrist bis 1. März 1946.

Bücherschau

Gamper, Esther: *Frühe Schatten, Frühes Leuchten.* 232 S. Verlag: Huber & Co., Frauenfeld. Leinwand. Fr. 9.50.

«Maria Wasers Jugendjahre» (Untertitel) sind ganz im Sinn und Willen der Dichterin verfasst von ihrer Schwiegertochter. Diese strebt nach «sachlicher» Darstellung und bemüht sich um die ganze Wahrheit in der Entwicklung und Ausbildung der jungen Maria. Sie benützt hiefür den Briefwechsel und mündliche Ueberlieferung in der Familie. Ueber die Kinderzeit erfahren wir wenig. Maria wird zunächst daheim durch die Mutter, ehemals Lehrerin, geschult. Das lebhafte Kind verspricht noch kaum Aussergewöhnliches, wohl aber fällt es frühzeitig durch sein lebhaftes Wesen auf. Dieser starke Wille zeigt sich später bei Marias ganz ungewöhnlichem Uebertritt aus dem Seminar ins Knabengymnasium und bewährt sich wieder beim Niederkämpfen des Schmerzes, da die erste Liebschaft in die Brüche geht. Ueber diese schwere Zeiten helfen ihr auch längere Aufenthalte bei bedeutenden Menschen in Italien hinweg. In ihrer Unschlüssigkeit zwischen Lehrtätigkeit und Redaktionsarbeit entscheidet sie sich schliesslich für letztere. Das Buch liest sich in grossen Teilen angenehm wie ein Roman und wird naturgemäss vor allem die Kenner von Maria Wasers Dichtungen interessieren, andere aber ebenso sicher zu denselben hinführen. Etwas unangenehm kann man es empfinden, dass der familiäre Kosename «Runggeli» fast durchs ganze Buch verwendet wird. Auch scheint mir, das Verhältnis des «Rektors» zu Maria, so gross dessen Bestehen für die Bildung des jungen Mädchens gewesen sein muss, sei doch etwas breit angelegt. *R. S.*

Jahresberichte

Schweizerische Winterhilfe, Clausiusstrasse 3, Zürich 6. 1. Juli 1944 bis 30. Juni 1945.

Anstalt Schloss Biberstein, Erziehungsheim für bildungsfähige, schwachsinnige Kinder, gegründet 1889. Jahresbericht 1944.

Pro Juventute. Jahresbericht 1944/45.

Schweiz. Erziehungsanstalt Bächtelen b/Bern. 105. Jahresbericht, 1944.

Schulprogramme

Universität Bern. Vorlesungen im Sommersemester 1946. Beginn: 23. April 1946, Schluss: 20. Juli 1946.

Mitteilung der Administration

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Birkhäuser, Basel, bei, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Zürcher Verein für Handarbeit und Schulreform

1. **Rechenbeispiele** auf Grund des Arbeitsprinzipes, 4.—6. Klasse, von O. Gremminger, Zurich 2. Preis Fr. 1.—.
2. **Die Herstellung von Buntpapieren** I. Teil, mit 14 Originalmüsterchen, von A. Hägi, Oberwinterthur. Preis Fr. 1.—.
3. **Riesel- und Spritzpapiere** II. Teil, mit 12 Originalmüsterchen, von A. Hägi, Oberwinterthur. Preis Fr. 1.50.
4. **Zeichnungen für Hobelbankarbeiten** für Lehrer und Schüler, mit Anleitungen: 1. Kleiner Harass; 2. Schneidbrett und Rockhalter; 3. Kartenständer und Brieföffner; 4. Konsole; 5. Bücherständer; 6. Bestecklade; 7. Blumentrog; 8. Heftschachtel. Maßstab 1 : 1; Format A3. Preis: Zeichnungen per Stück 25 Rp. Arbeitsgänge dazu per Stück 10 Rp.
5. **Spielzeugaktion**
   HOBELN: 1. Spielzeugwagen; 2. Puppenwiege; 3. Feldstuhl; 4. Schubkarren. SCHNITZEN: 1. Lastkahn; 2. Fischerboot; 3. Seeräuberschiff. Preis: Hobelzeichnungen 25 Rp. per Stück, Schnitzzeichnungen 15 Rp. per Stück. Anleitungen 10 Rp. per Stück.

Zu beziehen bei **Hans Guhl, Lehrer, Scheuchzerstraße 137, Zürich 6,** Telephon 26 10 58.

Knabeninstitut der Innerschweiz sucht

1. katholischen Gymnasiallehrer sprachl. Richtung
2. katholischen Handelslehrer

Bildungs- und Gesundheitszeugnisse unter Chiffre L 436 Z an die Administration der Schweiz. Lehrerzeitung, Stauffacherquai 36, Zürich.

DAS GUTE SPIELZEUG

dient zur Unterhaltung, Belehrung und Erziehung Ihrer Kinder

Franz Carl Weber

Spezialhaus für Spielwaren

Zürich Bern Basel Luzern Lugano Lausanne Genf

Verehrte Lehrerschaft!

Anvertrauen auch Sie Ihre jetzigen Zöglinge zur Weiterausbildung, Pflege und Erziehung uns altbewährten Instituten, Fortbildungsschulen, Kinder- und Ferienheimen:

Oberländer Schulheim für Mädchen, Blankenburg

bei Zweisimmen (Bern). Primar-, Sekundarschule, Progymnasium auf evangelischer Grundlage. Individueller Unterricht. Ideale Höhenlage (1000 m ü. M.). Mässige Preise. Telephon 91019. Dr. phil. W. Ninck

Ecole Kybourg, Genève

4, Tour de l'Ile

- Spezialkurse der französischen Sprache für Schüler deutscher Sprache.
- Vorbereitung zum Sekretär-Steno-Dactylograph. Zeugnis oder Diplom.

KNABENINSTITUT DR. PFISTER OBERAEGERI

820 m ü. M. — Sämtliche Schulstufen vom 6. bis 20. Altersjahre. Vorbereitung auf kantonale und eidgenössische Maturität. Primar-, Sekundar- und Handelsschule, Gymnasium.

Rigi-Kaltbad „Rigisunne"

1400 m Telephon 60153

ist das mit Liebe und äusserster Fürsorge individuell geführte **Kinderheim** für erholungsbedürftige und Ferienkinder vom Säuglingsalter bis 14 Jahre. Kleinkinderabteilung. Windgeschützte Lage, Liegehalle, Eselgespann. **Schule** (staatliche Kontrolle). Aerztliche Aufsicht. Dr. med. W. Jann. Alle Krankenkassen. Besitzer: T. FORRER-AMMANN.

Frauenarbeitsschule Bern

Kapellenstrasse 4 Telephon 23461

Neue Berufsklassen

Frühjahr 1946 für Wäscheschneiderinnen, Damenschneiderinnen, Knabenschneiderinnen, Sticken und Handweben.

Schluss der Anmeldung	9. Februar 1946
Aufnahmeprüfung	18. Februar 1946
Lehrbeginn	23. April 1946

SOMMERKURSE in den Fächern Wäschenähen, Kleidermachen, Sticken, Stricken und Häkeln, Flicken u. Maschinenstopfen, Kochen, Glätten, vom 23. April-31. August (Sommerferien 14. Juli—18. August).

Prospekte verlangen. Auskunft durch das Sekretariat. Bitte schriftlichen Anfragen Porto beilegen.

Die Vorsteherin: H. Mützenberg

LE FRANÇAIS POUR MAÎTRES ET ÉLÈVES

ÉCOLE DUMUID GENÈVE belle villa, beau jardin 19, r. Lamartine, tél. 27562

UNIVERSITÉ DE GENÈVE

55e COURS DE VACANCES DE LANGUE FRANÇAISE 1946

1. Cours général
(4 séries de 3 semaines) 15 juillet — 4 octobre

2. Cours spécial réservé aux Maîtres et Maîtresses de français 15 juillet — 10 août

3. Cours élémentaire
(2 séries de 3 semaines) 15 juillet — 24 août

Pour renseignements s'adresser au
SECRÉTARIAT DES COURS DE VACANCES, Université, Genève

Schweiz. Frauenfachschule in Zürich (Gegründet 1889)

Die Schule umfasst folgende Abteilungen:

A. Berufslehre

Damenschneiderin, Lehrzeit 3 Jahre; Wäscheschneiderin, Lehrzeit 2½ Jahre; Mantel- und Kostümschneiderin, Lehrzeit 3 Jahre; für alle besteht die obligat. Lehrabschlussprüfung. Neben der praktischen Tätigkeit erweiterter theoretischer Unterricht. Anmeldungen sind bis 15. Febr. 1946 einzureichen.

B. Weiterbildungskurse

für Damen- u. Wäscheschneiderinnen; Beginn Mitte Jan. 1946.

C. Vorbereitung auf den Kant.-zürch. Arbeitslehrerinnenkurs

in Sonderabteilung, Dauer 3 Jahre. Vollständige Berufslehre als Wäscheschneiderin, 2½ Jahre, anschliessend Kurs im Kleidermachen, Stricken u. Flicken. Besuch von theoret. Unterricht an der Töchterschule Zürich. Anmeldungen mit Sek.- u. Arbeitsschulzeugn., sowie Geburtsschein, bis 31. Jan. 1946.

D. Fachlehrerinnenausbildung

für Damen-, Wäsche- und Knabenschneiderinnen.

E. Kurse für den Hausbedarf

Wäschenähen, Kleidermachen, Anfertigen von Knabenkleidern, Flicken, Stricken und Häkeln, Glätten.

F. Fortbildungsklasse

für Schulentlassene (Jahreskurs) zur hauswirtschaftlichen Ertüchtigung und Absolvierung des obligatorischen hauswirtschaftl. Unterrichtes im Kanton Zürich, in Verbindung mit der Haushaltungsschule Zürich.

Prospekte und Anmeldeformulare sind durch die Schule erhältlich.

DIE DIREKTORIN: DR. HELEN DÜNNER

Zürich 8, Dezember 1945 - Kreuzstrasse 68 - Telephon 24 77 66.

P 17150Z

Institut Humboldtianum Bern

Sorgfältige Vorbereitung auf Matura, ETH, Mittelschulen, PTT und SBB. Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt.

ATHENAEUM BASEL

St.-Albanvorstadt 10 Tel. 4 01 20

Allgemeine- und Gymnasialabteilung:
für Knaben und Mädchen vom 10. Jahre an.

Maturitäts- und Handelsabteilung:
Eidg. und kant. Maturität (Typus A, B, C), Handelsmaturität, ETH Zürich, Technikum, Spezialexamina. Einzelkurse in allen Fächern

Tages- und Abendkurse

Trimesterkurse:

Januar—März 1946

Einführungskurse für alle Abteilungen

Beginn: 16. Januar 1946 Telephon 4 17 01

GARTENBAUSCHULE BRIENZ (Brienzersee) Gegr. 1917

Berufsausbildung als Gärtnerin

mit staatlichem Lehrabschluss-Diplom

Kurse für **GARTENFREUNDINNEN**

Berufsausbildung als **BETRIEBSLEITERIN** (Diplom)

Beginn nach Ostern. Prospekte jeder Abteilung durch die Direktion.

Handelsschule Romanshorn

VERKEHR HANDEL SEKUNDAR DIPLOM

Unter staat. Aufsicht

SCHWEIZ. SCHWERHÖRIGEN-SCHULE

unter dem Patronat des Bund Schweiz. Schwerhörigen Vereine

LANDENHOF

bei Aarau · Telephon 2 11 48

Nr. 57

Für schwerhörige, normalbegabte Schulkinder

Auskunft durch den Vorsteher

Hochalpines Töchterinstitut

Fetan (Engadin 1712 m ü. M.)

Untere und obere Töchterschule bis zur Matura. Moderne Sprachen, Handelsschule, Hauswirtschaftl. Kurse. Sommer- und Wintersport. Sorgfältige Schulung und Erziehung.

Telephon Fetan 9 13 55 **Leitung: Dr. M. Gschwind**

NEUCHATEL

ÉCOLE SUPÉRIEURE
DE COMMERCE

- Enseignement **réputé**
- Formation commerciale **moderne**
- Culture générale **approfondie**

Classes spéciales de français

Diplôme — Maturité

LE DIRECTEUR DR JEAN GRIZE

Clichés SCHWITTER A.G.

ZÜRICH · Stauffacherstrasse 45 · TITANHAUS

Telephon 25 67 35

Freis Handelsschule Luzern

48. Schuljahr!

Handelsschule, Maturitätsvorbereitung, Arztgehilfinnenkurs, Vorbereitung auf Post, Bahn usw.

26 Fachlehrer — Diplomabschluss — Prospekte

Knabeninstitut „Steinegg" Herisau

800 m über Meer

Primar- und Sekundarschule unter staatlicher Aufsicht
Sprachkurse Sport

Prospekte und Referenzen durch die Direktion
Karl Schmid Telephon 5 10 45

Haushaltungsschule «Le Printemps» St-Imier

Staatlich anerkanntes Institut

vermittelt Ihrer Tochter hauswirtschaftliches Können und Beherrschung der französischen Sprache in gesunder Höhenlage.

Mässige Preise Beste Referenzen Musik Sport

Kursbeginn: Anfang Mai

Handels-Hochschule St. Gallen

Schweizerische Wirtschafts- und Verwaltungs-Hochschule

Diplomprüfung: nach 6 Semestern.
Doktorprüfung: nach 2 weiteren Semestern.

I. Wirtschaftswissenschaften

Sechs Studienrichtungen: Industrie, Warenhandel, Bank, Versicherung, Fremdenverkehr, Treuhandwesen und Bücherrevision.

II. Verwaltungswissenschaften

Fünf Studienrichtungen: Allgemeine Verwaltung, Finanz- und Steuerverwaltung, Verkehrsverwaltung, Sozialversicherung und Sozialfürsorge, Konsular- und Aussenhandelsdienst.

III. Handelslehramt

(Vorbereitung auf das höhere Lehramt in den Handelsfächern).

*

Eine eigene **Sprachabteilung** pflegt alle Hauptsprachen der Weltwirtschaft im Zusammenhang mit der Kulturkunde.

*

Wöchentlich 20—30 **öffentliche Abendvorlesungen** zu allgemeiner Weiterbildung auf allen Kulturgebieten.

*

4 wissenschaftliche Institute. — Uebungen in der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt C.

FRANZÖSISCHKURSE
FÜR DEUTSCHSCHWEIZER

INSTITUT LÉMANIA LAUSANNE

CHEMIN DE MORNEX 14

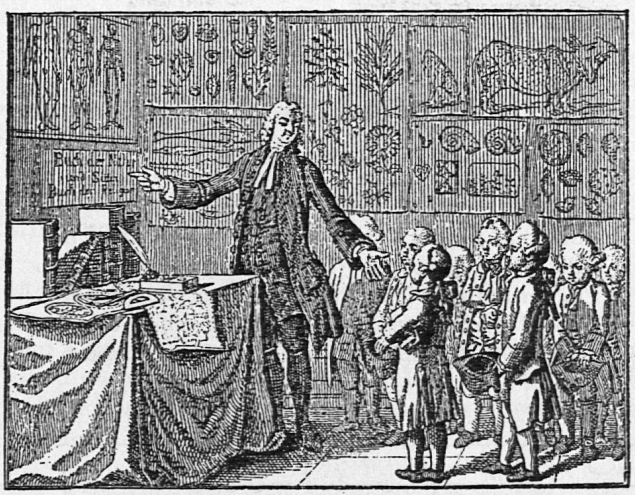
DIPLÔME – ENGLISCH – ITALIENISCH – HANDEL – MATURITÄT

Landerziehungsheim Hof Oberkirch

für Knaben Kaltbrunn (St. Gallen)

Primar- und Sekundarschule, Progymnasium. Vorbereitung auf Mittelschulen und das praktische Leben, Berufswahlklasse, Handelsschule bis Diplom. Kleine Klassen, Arbeit in Garten und Werkstätte, Sportplatz, Schwimmbad, gesunde, sonnige Lage. Erziehung zur Selbständigkeit und Kameradschaft.

Telephon Kaltbrunn 3 62 35 Leiter: Dr. F. Schwarzenbach



Unterricht in den Naturwissenschaften D. Chodowiecki, 1726—1801

Die Anerkennung, Erhaltung und Belebung der inneren Würde ist das einzige Mittel der Menschenbildung

HEINRICH PESTALOZZI

Wie erziehen wir? Nach lebendiger individueller Methode mit bewährten Lehrkräften in kleinen Klassen und Gruppen!

Voralpines Knaben-Institut auf dem Rosenberg St. Gallen

Französisch, Englisch od. Italienisch
garantiert in 2 Monaten. **HANDELSSEKRETÄR-DIPLOM** in 4 Monaten in Tageskursen oder in 8 Monaten in Abendkursen. Nach Wunsch prolongierbar ohne Preiserhöhung. Verlangen Sie Prospekte und Referenzen von den

Ecoles Tamé, Neuchâtel 47, Luzern 47 oder Zürich, Limmatqual 30

HAUSHALTUNGSSCHULE STERNACKER ST. GALLEN

Hauswirtschaftliche Berufskurse

1. *Ausbildungskurs für Hausbeamtinnen*
   Dauer 2¼ Jahre. Beginn Ende Oktober
2. *Ausbildungskurs für Haushaltl-iterinnen*
   Dauer 1 Jahr. Beginn Ende April
3. *Ausbildungskurs für Köchinnen in Privathaushalt und kleinere Betriebe*
   Dauer 1 Jahr. Beginn Ende April OFA 1214 St.

Prospekte durch die Vorsteherin, *Sternackerstrasse 7, St. Gallen*

Montana

Kantonale Gymnasial- und Handelsmatura.
Sämtliche Prüfungen in der Schule selbst.

Ferienkurse Juli/August

Primar- und Sekundarschule.
Moderne Fremdsprachen.
Wintersport. Moderne Sportanlagen.
Werkstätten

1000 m ü. M. **Zugerberg**

Alpine Schule und Kinderheim

„BELLARIA"

Zuoz (Engadin)

Stärken Sie Ihre Kinder für den Lebenskampf in der Engadinersonne. Längste Sonnenstrahlung in der Schweiz. Liebevolle Betreuung von Buben und Mädchen von 4 bis 12 Jahren und Töchter bis zu 18 Jahren. — Dipl. Lehrkräfte im Hause.

NEU SEIDENHOF — Dr. Rob. Steiner vorm.

Dr. Raebers Höhere Handelsschule

Zürich · Neu-Seidenhof · Uraniastr. · Gerbergs

4 Diplom-Abteilungen

Tages- und Abendkurse. Unterricht in Kleinklassen
Praktisches Übungskontor. Moderne Fremdsprachen.
Prüfungsexperten Stellenvermittlung

Schulprogramme durch das Sekretariat
Tel. 23 33 25

Verkehrsschule St. Gallen

Kantonale, vom Bunde subventionierte Mittelschule. Vorbereitung für öffentliche Beamtungen (Post, Eisenbahn, Zoll) und Handel. 2 Jahreskurse. Halbjähriger Vorbereitungskurs für Welsche und Tessiner. Anmeldetermin: 14. Februar 1946.

Konservatorium Zürich

Allgemeine Musikschule Berufsschule Staatliches Diplom
Direktor R. Wittelsbach
Alle Musikfächer — Verbilligte Anfängerkurse

Erfolgreiche, neuzeitliche

AUSBILDUNG

mit Diplomabschluss für Handel, Verwaltung und Banken, Bahn- und Postprüfung, Hotellerie. Alle Fremdsprachen. Spezialkurse für Sekretärinnen, Arztgehilfinnen, Verkäuferinnen. Getrennte Abteilungen für Damen und Herren. Eigenes Schulhaus. Stellenvermittlung. Man verlange Auskunft und Prospekt von

HANDELSSCHULE GADEMANN ZÜRICH
Gessnerallee 32

KANTONALE HANDELSSCHULE LAUSANNE

MIT TÖCHTERABTEILUNG

Fünf Jahresklassen
Handelsdiplom
Handelsmaturität

Spezialklassen
für deutschsprachige Schüler